Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 15 1940

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme:
Jutta Selle

Der Reichswalter des NS.-Lehrerbundes

Gauleiter Fritz Wächtler

und die »Reichs-Elternwarte«

Deutsche Erzieher!
Deutsche Eltern!

Seit Jahren ist die in Verbindung mit der Reichswaltung des NS-Lehrerbundes herausgegebene „Reichs-Elternwarte" bemüht, eine Brücke zwischen Schule und Elternhaus zu schlagen. Sie machte es sich zur Aufgabe, die Eltern mit den Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen der neuen Schule bekannt zu machen und regte sie an, ihre eigene Erziehungsarbeit dieser anzugleichen.

Wie die „Reichs-Elternwarte" schon in Friedenszeiten einen besonderen Platz unter den Erziehungszeitschriften eingenommen hat, so will sie auch im Kriege ein treuer Helfer und Mahner bleiben. Dem Elternhaus mit praktischem Rat hilfreich bereit zu stehen und ihm Wege zu weisen, wie auch in diesen Schicksalstagen eine sinnvolle Erziehung des Kindes zur Gemeinschaft durchgeführt werden kann, ist die Aufgabe, die der „Reichs-Elternwarte" heute besonders gestellt ist.

Im Interesse dieses Zieles und eines noch engeren Zusammenarbeitens zwischen Schule und Elternhaus - eben in dieser Kriegszeit - würde ich es deshalb begrüssen, wenn Erzieher und Eltern sich die Förderung der „Reichs-Elternwarte" angelegen sein liessen.

Heil Hitler!

Gauleiter und Reichswalter des NSLB.

Nicht unnütz radfahren!

Es wurde vielfach festgestellt, daß Schüler und Schülerinnen aller Schularten ihre Fahrräder nicht nur zu unbedingt notwendigen Fahrten, sondern auch ganz unnütz zum bloßen Zeitvertreib benutzen. Es wurde deshalb mit Recht darauf hingewiesen, daß es unsere Rohstofflage nicht erlaubt, Fahrradreifen, die kriegswichtiges Material sind, ohne dringenden Grund abzunutzen. Eine Anordnung bestimmt, daß die Lehrkräfte die Schuljugend mit allem Nachdruck ermahnen, ihre Fahrräder nur dann zu verwenden, wenn ein wirklich zwingender Grund vorliegt. Daß diese Ermahnung genügt, um eine nachhaltige Einschränkung unnützer Fahrradbenutzung zu erreichen, darf wohl erwartet werden.

Lehrbücher für Schüler aus kinderreichen Familien

Die Lehrbücher, die auf Grund der Neuordnung des höheren Schulwesens herausgegeben wurden, sind in den einzelnen Klassenbänden so aufeinander abgestimmt, daß sie nicht unabhängig voneinander benutzt werden können. Eine häusliche Vorbereitung an der Hand der Geschichts- und Erdkundebücher der Oberstufe ist z. B. überhaupt nicht möglich, wenn der Schüler nicht im Besitz der entsprechenden Bände des Lehrbuches für die Unter- bzw. Mittelstufe ist. In gleichem Maße gilt dies für die Mathematik und die Naturwissenschaften, insbesondere auch für Biologie. Durch Erlaß vom 3. August 1938 — E III a 1970/38 — habe ich daher angeordnet, daß aus unterrichtlichen und erzieherischen Gründen der Lehrbücher-Althandel zwischen Schülern unterbunden wird. Der Schüler soll nicht nur die Bücher im Besitz haben, die er für den Unterricht seiner jeweiligen Klasse braucht, sondern muß vielmehr für jedes Fach das gesamte Unterrichtswerk zur Verfügung halten, soweit dies seiner Klassenstufe entspricht.

Dieser Erlaß fordert jedoch nicht, daß in kinderreichen Familien jedes Kind, das die Schule besucht, im Besitz aller Lehrbücher sein muß, so daß der Vater gegebenenfalls dasselbe Lehrbuch in mehreren Stücken zu kaufen hat. Es genügt vielmehr, wenn jedem Schüler das Unterrichtswerk für die häusliche Vorbereitung und Wiederholung geschlossen zur Verfügung steht.

Auf die verschiedenen Möglichkeiten, bedürftige Schüler aus kinderreichen Familien über die Geschwisterermäßigung beim Schulgeld hinaus auch bei der Anschaffung von Schulbüchern zu unterstützen (Erziehungsbeihilfen, Ausbildungsbeihilfen), weise ich hin. Die Schulleiter haben gerade während des Krieges die Lage der kinderreichen Familien besonders zu berücksichtigen.

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
Im Auftrage: Holfelder.

Wertung der Berufsschulzeugnisse

Im Einvernehmen mit mir hat das Oberkommando der Wehrmacht die Wehrmachtteile angewiesen, bei Einstellung von Jugendlichen die Vorlage des Berufsschulabgangszeugnisses zu fordern. Die Berufsschulpflichtigen sind in geeigneter Weise auf die Bedeutung der Berufsschulzeugnisse hinzuweisen und zu [illegible] sorgfältigen Aufbewahrung anzuhalten.

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Heft 15 1940

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht



Aufnahme: Franz Baumeister



Das Westportal des Münsters in Straßburg

O Straßburg . . .

Von Martin Schumacher

Namen, mit dem deutschen Schicksal unlösbar verbunden, meldete Tag um Tag zugleich mit den deutschen Siegen der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht.

Namen, die einst unser Schicksal bedeuteten oder besiegelten und die Erinnerungen wachriefen. Erinnerungen an ein Heldenringen ohnegleichen und an erlittene Schmach ohnegleichen.

Flandern, Arras, Marne, Compiègne, Paris, Versailles und — Verdun... Wieder klangen diese Namen auf, wie einst vor 25 Jahren. Aber diesmal nicht wie dumpfer Trommelwirbel todgeweihter Bataillone, die blutigen Lorbeer um ihre Stirnen tragen und Trauerflore um ihre mit ihnen sinkenden Fahnen, sondern wie Siegesfanfaren, die den dröhnenden Schritt unaufhaltsam vorwärtsstürmender Kolonnen begleiten, die den Marsch in eine neue deutsche Zukunft angetreten haben.

Unbändiger Stolz erfüllte unser Herz und die Genugtuung einer für immer ausgelöschten Schmach, als wir diese schicksalschweren Namen hörten, mit denen sich die Vorstellung der glorreichsten Siege verknüpft hat, die unserem Volke je beschieden waren. Und wir glaubten zu noch höherem Empfinden unser Herz nicht fähig und zu noch größerem Stolz unsere Brust zu schwach.

Bis dann eines Tages der Wehrmachtsbericht meldete: „Vom Straßburger Münster weht die Reichskriegsflagge. Straßburg ist in unserer Hand."

Straßburg...

Was war es nur, das da unsern Mund stumm machte, das Glück, das die Brust in diesem Augenblick empfand, hinauszuschreien? Was war es nur, das unsere Lippen schweigen hieß und uns die Augen feuchtete?

Voller Ergriffenheit horchten wir in uns hinein und lauschten einem wunderbaren Singen in uns, einer wunderbaren Weise, die wir schon vergessen geglaubt:

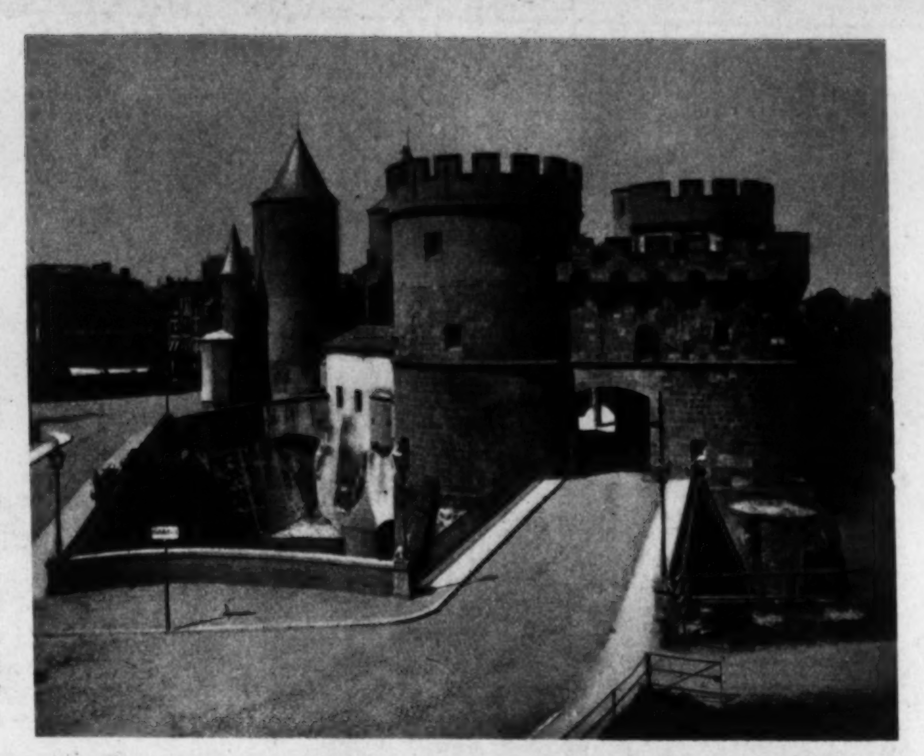
„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt..."

Erlebte unsere Seele die Verwirklichung eines deutschen Märchens, in dem ein Wunder nach Leid und Verwirrung doch endlich dem Guten zum Siege verhilft?

Nein — wir hatten sie nicht vergessen die wunderbare Weise von Straßburg, der wunderschönen deutschen Stadt und von dem deutschen Land, dem sie und sein deutsches Münster das Gepräge geben. Wir hatten sie nicht vergessen, auch wenn wir nicht davon sprachen... —

Bald nach Beendigung des Weltkrieges und nach Unterzeichnung des Schanddiktats von Versailles erschien (vom Verlag Heinrich Beenken-Berlin herausgegeben) ein Buch mit dem Titel „Was wir verloren haben." Es enthält neben dem Geleitwort des Generalfeldmarschalls von Hindenburg: „Mit wehmütigen Betrachtungen ist die Sache nicht abgetan. Was deutsch war, muß wieder deutsch werden. Das merke dir, du deutsche Jugend!" und Beiträgen namhafter deutscher Männer eine große Anzahl von Bildern, die „entrissenes, doch nie vergessenes deutsches Land" zeigen. Als inhaltweisendes Umschlagbild wurde nicht das Krantor in Danzig, auch nicht die Kaiserpfalz in Posen, nicht der Leuchtturm von Memel, nicht ein Hüttenwerk in Ostoberschlesien, auch nicht ein Bild aus der entrissenen Nordmark, sondern das Straßburger Münster gewählt. Aus dem sicheren Gefühl heraus, daß Straßburg und die Westmark unserm Herzen am nächsten lagen, daß ihr Verlust von uns

Das deutsche Tor in Metz



am schmerzlichsten empfunden wurde und von keinem anderen Verlust an Schwere übertroffen werden konnte.

Und bis zum Herbst 1918, als längst ehrvergessene Kräfte im Inland dem Feind Hilfe leisteten, als die Not riesengroß über unserem Lande stand, war der Gedanke, daß Deutschland, um den Frieden zu erkaufen, Elsaß-Lothringen preisgeben könnte, einfach unmöglich; und das Bekanntwerden der geheimen Friedensverhandlungen des Kaisers Karl von Oesterreich, in denen dieser Gedanke erörtert worden war, löste in Deutschland eine ungeheure Empörung aus.

Um so höher ist das Opfer zu werten, das der Führer und mit ihm das deutsche Volk um der Erhaltung des Friedens und freundnachbarlicher Beziehungen zu Frankreich willen







dadurch zu bringen bereit waren, daß Deutschland auf territoriale Ansprüche im Westen Verzicht leistete. Größeres Opfer wurde um einer Idee willen nie von einem Volke gebracht!

Und um so größer wiegt aber auch die Schuld Frankreichs, das für dieses Opfer kein Verständnis hatte, sondern von Haß und von einer aus einem bösen Gewissen geborenen Angst getrieben, sich an die Seite des Weltunruhstifters England stellte. Und das nun ein Schicksal erlebt, das vielleicht nur von dem künftigen Schicksal Englands an Schwere übertroffen wird.

Uns aber erfüllt die Gewißheit, daß die Geschichte Recht gesprochen hat: Deutsches Land ist wieder deutsch!

Denn es war deutsch, dieses Land, das unter dem Namen Elsaß-Lothringen für uns und die Welt zu einem geographischen und geschichtlichen Begriff wurde. Deutsch vom Anbeginn seiner Geschichte, die zeitlich mit dem Beginn der eigentlichen deutschen Geschichte und mit der Geburtsstunde des heutigen Deutschen Reiches zu-



Der Dom in Metz





Stilreine Fachwerkhäuser fränkischer Bauart zeugen auch im elsässischen Dorfe Oberseebach bei Weißenburg von deutschem Wesen

★

Gasse in Reichenweier im Elsaß

★

Auch diese elsässische Bauernstube zeugt von deutschem Geist und deutschem Gemüt

Aufnahmen: Hans Retzlaff, Archiv der „Reichs-Elternwarte“



sammenfällt. Damals, als im Jahre 870 Karl der Kahle und Ludwig „der Deutsche“, beides Enkel Karls des Großen und Erben seines 843 geteilten Weltreiches, sich das zwischen ihren Ländern gelegene Erbe ihres Brudersohnes Lothar II. teilten, als Ludwig die „deutsch“ sprechenden Teile, nämlich das Elsaß und den größeren Teil von Lotharingen (!), erhielt, damals als Ostfranken (Deutschland) und Westfranken (Frankreich) endgültig getrennt ihren geschichtlichen Weg begannen, damals wurde „Elsaß-Lothringen“ ein Bestandteil des Deutschen Reiches. In diesem Reich und mit ihm erlebte es den politischen und kulturellen Aufstieg während des deutschen Mittelalters, von dem heute noch Burgen, Dome und Stadttore zeugen, in dem die Städte und Dörfer entstanden oder groß und bedeutungsvoll wurden, deren deutsche Namen allein schon gegenüber allen „Ansprüchen“ unserer westlichen Nachbarn eine beredte Sprache reden.

Burgen, Dome und Stadttore! Im heiligen Forst von Hagenau besaß der Stauffenkaiser Friedrich Barbarossa eine Pfalz. Es entsteht die Hohkönigsburg, die Burg Dreistein, Schloß Kaysersberg, Burg Andlau und Burg Hohbarr bei Zabern, um nur einige Namen zu nennen. Es entstehen in den die Landschaft beherrschenden Städten neben vielen andern Kirchenbauten der Dom zu Metz und das Münster zu Straßburg als steingewordener Ausdruck eines urdeutschen Lebensgefühls mittelalterlichen Gepräges. Könnte der Dom zu Metz nicht ebensogut in einer deutschen Hansastadt stehen?! Hat deutsche Sehnsucht und Frömmigkeit irgendwoanders einen vollendeteren Ausdruck gefunden als im Münsterbau Erwins von Steinbach?! Alle, die ihn schauend erlebten, haben deutsche Größe geahnt und sich in Ehrfurcht vor dem Schöpfer und seinem Werk geneigt. Unter ihnen kein Geringerer als Goethe, der das steinerne Kunstwerk dichterisch nachgestaltete:

„Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich da vor das Münster trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele.

Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelabt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen.

Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken! Wie das fest gegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in

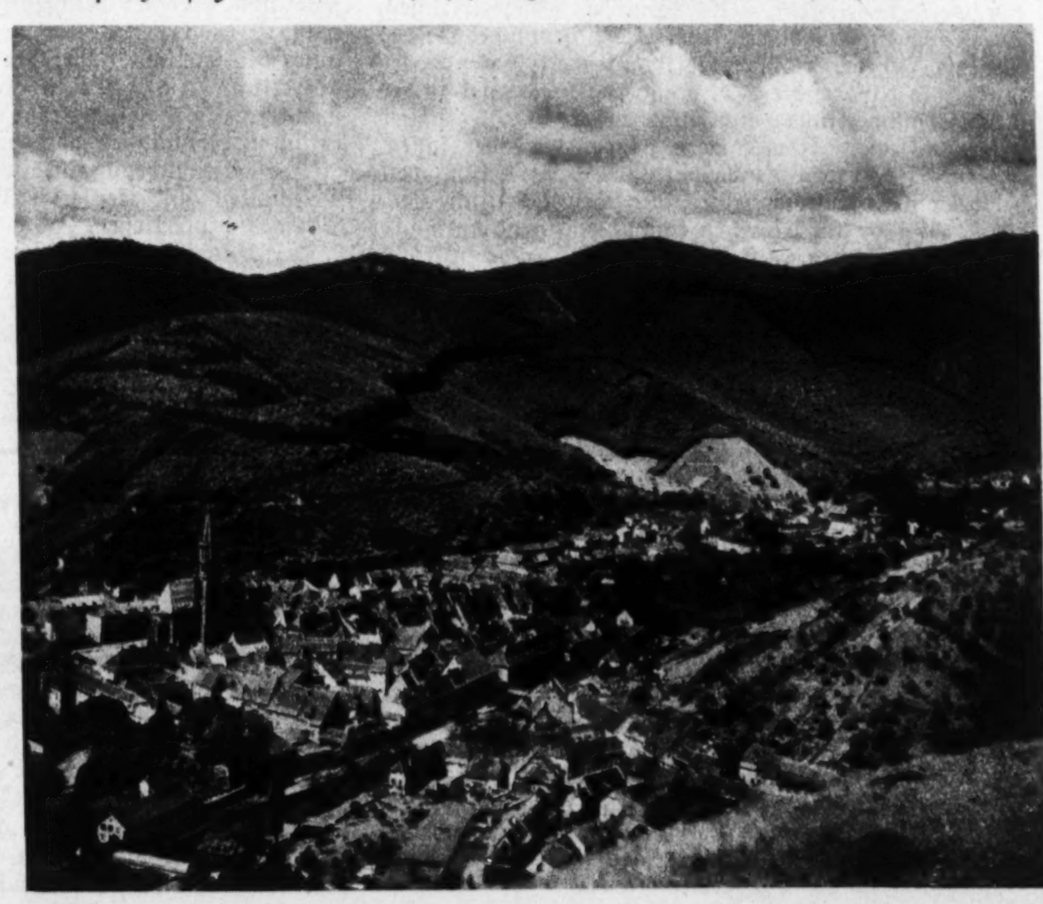
die Luft hebt, wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit!"

Waren Dome und Klöster — auch an ihnen, den klassischen Stätten mittelalterlicher Kultur, ist das Land reich — der zeitgebundene Ausdruck ihres geistigen und seelischen Lebens, so zeugen die trutzigen Stadttore von dem Wehrwillen ihrer deutschen Bewohner. Das Deutsche Tor in Metz, das Tor in Schlettstadt und all die andern Tore lothringischer und elsässischer Städte sind Gegenstücke zu den Stadtbefestigungen deutscher Städte an Rhein, Main, Weser, Elbe und — Weichsel und gleich ihnen Denkmäler, die sich ein deutsches Bürgertum über alle Zeitläufe hinaus setzte.

Sie waren zugleich eine militärische Notwendigkeit. Denn dieses blühende Land, dessen natürliche Hilfsquellen von einem fleißigen und ordnungsliebenden Menschenschlag allemannischer Herkunft gar bald erschlossen und ausgewertet wurden, dessen Städte wohlhabend und dessen Weinberge und Aecker fruchtbringend waren, erregte schon früh die Aufmerksamkeit und — die Begehrlichkeit der französischen Machthaber. Metz, Toul und Verdun waren im Jahre 1552 die ersten Opfer französischer Raubpolitik, der ein durch Religionswirren und dynastische Streitigkeiten ohnmächtiges Deutschland in den meisten Fällen nur papierene Proteste entgegenzusetzen vermochte. In und nach dem 30jährigen Kriege wurde ganz Elsaß-Lothringen eine Beute der Franzosen, und der Raub Straßburgs durch Ludwig XIV. im Jahre 1681 bildete gewissermaßen den Abschluß französischer Machtgelüste. Lothringen wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts noch einmal der Tummelplatz französischer Heere, u. a. im Interesse des Königs Stanislaus von — Polen (!) und wurde 1766 endgültig Frankreich einverleibt, genau wie ein Restchen des Elsaß im Jahre 1789.

Fast 200 Jahre waren die Franzosen die Herren im Lande. **Besessen haben sie es nie!** Die Landschaft mit ihren Städten, Flecken und Weilern behielt ihr deutsches Antlitz, das jedem auffällt, der jemals ein wirklich französisches Dorf zu Gesicht bekam. Trotz aller Bestrebungen, dieses Land zu französieren, blieb es deutsch und der Prozentsatz der Einwohner mit französischer Muttersprache gering. Stätten, die mit den Namen Gottfried (von Straßburg) Reinmar, Wimpheling, Geiler von Kaisersberg, Brant, Murner, Tauler, Spener, Stöber, Meister Erwin, Fischart, Gutenberg, Sturm, Schongauer, Grünewald und Lienhard verknüpft sind, Namen von hohem Klang in der deutschen Geistesgeschichte, konnten und können nicht durch einen Machtspruch ihres wahren Wesens entkleidet werden.

Als darum im September des Jahres 1870 auf dem Straßburger Münster die weiße Fahne gehißt wurde und nach heißem Kampfe das Elsaß und ein Teil Lothringens an das Deutsche Reich zurückfielen, da begrüßte die Sieger ein befreiter deutscher Volksstamm, da kehrte „ein Kind, das man gerissen von der treuen Mutterbrust", heim zu der Mutter, die Deutschland heißt.



Blick auf Thann (Elsaß)

Dieses Land wiederzuerobern war seit 1871 das unbeirrbar festgehaltene Ziel Frankreichs, um dessentwillen Frankreich u. a. sich der Entente anschloß und in den Weltkrieg zog. „Nicht davon sprechen, aber immer daran denken!" lautete die seinerzeit von Léon Gambetta ausgegebene, wirkungsvolle Parole, der schließlich in jenem dunklen November 1918 ein Erfolg beschieden war. Ein Erfolg, den das unglückliche Land in der erdrückenden Mehrheit seiner Bewohner als Schmach und Schande empfand.

Als Schmach und Schande empfanden sie die nun einsetzende rücksichtslose Unterdrückung des Deutschtums, die Vertreibung der Beamten und Professoren, die Umbesetzung der Bischofsstühle von Straßburg und Metz und die Degradierung der alten deutschen hochberühmten Universität in Straßburg zu einer bedeutungslosen Provinzialbildungsanstalt. Das schuf Erbitterung und führte zur bewußten Verteidigung der Heimatrechte, die sich — im Rahmen des Möglichen — in der autonomistischen Bewegung und dem Zusammenschluß aller Deutschgesinnten abzeichnete. Die französische Regierung fand hiergegen kein anderes Mittel, als durch Verhaftungen, Hochverratsprozesse und Erschießungen der Volksführer die Bewegung niederzuknüppeln. Ohne Erfolg! Sie blieben ihrem Volkstum treu und — das bestätigen heute tausend Aussagen! — hofften auf den Führer.

Nie ist Glaube herrlicher belohnt worden.

Lienhard schließt einen Aufsatz in dem eingangs erwähnten Werk mit dem Satz: „Wir Alt-Elsässer, seit Jahrhunderten mit jenem Boden verwachsen, erheben vor ganz Europa, vor dem Gewissen der Edlen aller Völker Einspruch gegen das Losreißen unseres deutschen Gaues vom deutschen Mutterlande. Die Geschichte wird recht sprechen."

Die Geschichte hat Recht gesprochen!

Vom Straßburger Münster, dem Wahrzeichen der Westmark, weht die Hakenkreuzfahne. Und sie wird wehen, solange es ein Deutsches Reich gibt.

Das Kind und das Märchen

Zu den schönsten Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit gehört für viele Menschen das Gedenken an jene stillen Dämmerstunden, in denen das Kind in einem Märchen mitlebte. Wenn in der vorweihnachtlichen Zeit aus jedem Winkel Geheimnisse raunten und flüsterten, wenn im Herbst der Wind an den Fensterläden zerrte und rüttelte, dann war es gerade die rechte Zeit, daß sich die Kindesseele in die Welt der Märchen hineinversenkte. Und hier liegt für uns, die wir schon soviel Abstand von der Kindheit gewonnen haben, ein wichtiger Hinweis: Das Kind hört das Märchen nicht nur, es sieht nicht nur im Geiste die leuchtenden Bilder der Geschichte, sondern es lebt in und mit dem Märchen mit. Es ist so, als hätte das Kind seine Seele gleichsam in eine andere Welt hineingesenkt und sei ein Teil von ihr.

Woher mag wohl diese eigenartige Wirkung der Märchen auf die Seele des Kindes stammen? Wir wollen hierbei ganz ehrlich bekennen, daß auch der Erwachsene, dem durch irgend einen Zufall ein Märchenbuch in die Hände gelangt ist, ganz unbewußt und ungewollt plötzlich mittendrin steckt und auch dem Zauber des Märchens erlegen ist. Also auch hier wieder entdecken wir die seltsame Kraft des Märchens, die Seele einzufangen und sie in ganz andere Gefilde des Daseins zu entführen.

Woher mag diese eigenartige Kraft stammen?

Welche Eigenschaften des Märchens sind es, die einen derartigen Zauber ausüben?

Für ein Kind ist diese Frage bald geklärt.

Einmal ist es der Reichtum der Handlung, der dem Kinde so zusagt. Es ist ein gewisses dramatisches Geschehen in dem Märchen, das von vornherein eine starke Spannung aufkommen läßt. Und sofort sind zwei seelische Faktoren da, die dem Märchen einen so herzlichen Empfang bereiten: das Interesse und die Aufmerksamkeit.

Und es ist weiterhin wichtig, daß in einer großen Anzahl von Märchen **die Jugend** im Mittelpunkt des Geschehens steht. Rotkäppchen, Schneewittchen, Dornröschen, Hänsel und Gretel, Aschenputtel — das sind die Verkörperungen der strahlenden Jugend oder sind sogar Kinder, die ja dem anderen Kinde, das in der stillen Dämmerstunde ein Märchen erlebt, viel näher stehen als uns. Was andere Kinder tun oder sagen, ist dem lauschenden Kinde durchaus verständlich, weil beide Teile ja aus demselben seelischen Born schöpfen.

Weiter: In den Märchen kommt das Kind an mächtige Burgen heran, es steht in dunklen Wäldern, feiert rauschende Feste im Königsschloß, sieht die prachtvollen Anzüge der Herolde und bewundert die schimmernden, kostbaren Kleider der Prinzessinnen, kurz: Es ist ein Leuchten und Schimmern der Farben, das so bezaubernde Bilder hervorbringt.

Weiter: Das Kind erlebt im Märchen die Gestaltwerdung und Vermenschlichung von Gewalten und Kräften, die es wohl schon erfahren, aber nicht begriffen hat. Das Kind erlebt im Märchen auch die Verkörperung dunkler Mächte, böser Wesen, seltsamer Gestalten, deren Wirken ihm unverständlich ist. Und als seelischen Höhepunkt erlebt es **die Ueberwindung der dunklen Mächte** durch das Lichte, Helle, Reine. Jeder Erwachsene, der seinem Kinde Märchen erzählt, hat es schon erlebt, daß das Kind förmlich aufatmet, wenn die böse Gewalt besiegt ist.

Hier liegt vielleicht die größte Bedeutung des Märchens. Immer wieder erlebt das Kind die hohe sittliche Kraft des Guten, immer wieder sieht es die Ueberwindung der dunklen Mächte. Und ganz allmählich wird aus diesem inneren Erleben eine feste Glaubensgewißheit, eine frühe Lebens- und Weltanschauung oder wenigstens die Vorbereitung dazu.

Das klingt natürlich etwas überheblich, wenn das Kindesalter schon mit einer Lebens- oder Weltanschauung in Verbindung gebracht wird. Natürlich handelt es sich hier erst um wichtige Keime, um die ersten Bausteine zu dem Fundament einer Weltanschauung, das wohl **nie** ganz fertig wird.

Das Kind erlebt also die Vernichtung des Wolfes, die Verbrennung der Hexe, — es bejubelt die Bestrafung der faulen Tochter durch Frau Holle, — es freut sich über die Flucht der Räuber vor den Bremer Stadtmusikanten, es erlebt die Bestrafung böser Kobolde und Gnomen, es sieht den Untergang von Riesen und Zwergen, — es erlebt die Befreiung von Haß und Niedertracht, vom Gift, vom Fluch und Zauberspruch. Auf der andern Seite sieht es die Befreiung vom hundertjährigen Schlaf und von der Dornenhecke, es sieht die Befreiuung aus dem bösen Wolf, aus dem Haus der Hexe, es erlebt die Auferweckung Schneewittchens, die Heimführung Dornröschens und Aschenputtels, die Heimkehr Hänsels und Gretels usw. usw.

Ueberall folgt also auf die Dunkelheit das Licht, auf Schlaf und Tod die Auferweckung und neues Leben, auf das Weinen der Jubel, — immer wieder triumphiert das Leben, das Licht, das Gute. Und daß das so ist, erfüllt das kindliche Herz mit Freude und das Herz des Erwachsenen mit Zuversicht. — Selbstverständlich geschieht diese Bereicherung der Kindesseele in vielem unbewußt. Namentlich die Glaubensgewißheit von der überwindenden Kraft des Guten wächst ganz in der Verborgenheit, ganz im Unterbewußten und ruht hier wie ein Schatz im Acker.

Freilich, es gibt auch Stimmen, die einen guten Teil der Märchen ablehnen, weil in ihnen von vornherein die Stiefmutter böse ist, weil sie niedrige Aeußerungen des Menschenherzens gar zu breit in den Vordergrund stellen. Ich will hier über die Richtigkeit oder Falschheit dieser Meinung nicht entscheiden. Wenn aber ein Erwachsener seinen Kindern Märchen erzählen will, so wird er naturgemäß das auswählen, was ihm geeignet erscheint. Es hindert uns ja niemand daran, fortzulassen, was nach persönlicher Meinung die sittliche Kraft des Guten nicht in genügendem Maße zeigt. Es ist aber so, daß auch die Märchen mit den Stiefmüttern, mit rachsüchtigen und haßerfüllten Königinnen dort, wo sie erzählt wurden, die gleiche Begeisterung hervorriefen wie die anderen Geschichten und keinerlei Zweifel oder gar sittliche Schäden hinterließen.

Der Umstand, daß gerade die Märchen immer wieder die sittliche Kraft des Guten zeigen, hat auch in der Schule hohe Bedeutung erlangt. Im Anfangsunterricht des ersten Schuljahres stehen die Märchen an gewichtiger Stelle: Sie bilden gleichsam die Vorstufe zur **eigentlich religiösen Erziehung**. Bevor die eigentlich religiösen Stoffe auftreten, strömen aus den Märchen die sittlichen Werte in die Kindesseele hinüber.

In der „Frau Holle" erlebt das Kind die hohe Kraft des Fleißes und der Aufrichtigkeit, im „Rotkäppchen" geht es um Gehorsam und Hilfsbereitschaft, die „Bremer Stadtmusikanten" zeigen die Verkörperungen des bösen Gewissens, der „Froschkönig" fordert Treue zum gegebenen Versprechen, die „Sieben Geißlein" bringen dem kindlichen Bewußtsein wiederum die Pflicht zum Gehorsam nahe, die „Sterntaler" sind geradezu das Hohelied der Nächstenliebe und der Hilfsbereitschaft — um nur einiges zu nennen. Und alle diese sittlichen Forderungen — Treue, Fleiß, Nächstenliebe, Hilfsbereitschaft, Ehrlichkeit, die Liebe, Wahrhaftigkeit, der Gehorsam — sind ja auch Pflichten, die der religiöse, der gläubige und wahrhaft fromme Mensch für sich anerkennt. Vor allem

ein Märchen leitet direkt in die Bezirke des Religiösen hinüber: Die „Sterntaler". Es führt das wirkliche Helfen als eine der vornehmsten Pflichten und Erscheinungsformen des Tatchristentums an das kindliche Bewußtsein heran und zeigt auch die göttliche Belohnung.

Aber noch ein hoher Wert ist im deutschen Volksmärchen verborgen: es läßt auch uns wieder zu wundergläubigen Kindern werden, die nicht in jeder Geschichte großartige Mythologien oder philosophische Systeme entdecken wollen. Mit der Einfalt des kindlichen Herzens wollen wir — soweit wir dazu überhaupt noch in der Lage sind — an die Märchen herangehen; so strömt vielleicht ihr kostbarster Inhalt in unsere Seele hinein, und so nehmen wir am mühelosesten auf, was an hohen Werten in ihnen steckt.

Heinz Dreger.

Freundschaft mit der Großmutter

„Und denken Sie, eines Tages wird mir klar, daß die Kinder mehr an der Großmutter hängen, als an mir. Ich bin keine mißgünstige Schwiegertochter, und meine Schwiegermutter ist auch kein „Drachen". Aber bei uns liegt die Sache anders. Meine Schwiegermutter wohnt in der gleichen Straße. Der Schulweg der Kinder führt an Omas Haus vorüber, und es vergeht kein Tag, an dem sie ihr nicht zwei- oder dreimal den Besuch machen. Wie alle Großmütter verwöhnt sie ihre beiden einzigen Enkel sehr. Mitunter wirft sie einen Bonbon oder ein kleines Geldstück aus dem Fenster. Das alles geht ja noch an, aber auf etwas bin ich in der Tat regelrecht eifersüchtig: die Großmama hat zweimal die Woche regelmäßig die Kinder zu einem Lesenachmittag bei sich. „Oma liest und erzählt wundervoll", schwärmt mein Junge, „und sie weiß alles so schön von früher." Ja, der Großmutter hören die Kinder lieber zu als mir. Erzähle ich der Sechsjährigen ein Märchen, bekomme ich prompt zur Antwort: „Oma erzählt das ganz anders." Habe ich nun ein Recht, der alten Frau und den Kindern die Freude gemeinsamer Stunden zu trüben?"

„Nein. Oma ist sicherlich schon eine alte Dame, und ihre Lebensjahre sind abgezählt. Die Enkel sind gewiß ihre einzige echte Daseinsfreude. Das Verhältnis zwischen Großeltern und Enkeln trägt meistens mehr von Freundschaft in sich, als das von Eltern zu Kindern, denn das erziehende Moment tritt zurück. ›Großmütter sind oft die besten Freunde, die der Mensch im Leben hat, unvergleichlich in ihrer wohltuenden, stets sich gleichbleibenden Wärme und Treue‹, schreibt ein Philosoph. Und so ist es auch."

Schweigend hat die besorgte Mutter der Freundin zugehört und sich entsonnen, daß auch sie in ihrer Kindheit ein heimliches „Stilles-Stuben-Glück" genossen hat. Allerdings bei einer liebereichen, alten Tante, denn ihre Oma „konnte keinen Enkel-Lärm" vertragen.

Sie hat die Lesenachmittage nur auf einen in der Woche reduziert und künftig dankbar an der Freundschaft zwischen Großmutter und Enkel teilgenommen. Großmütter sind ja ein Stück Kindheit, und in der heutigen Zeit, die auch die Mutter weitgehend beansprucht, hat Oma als verläßlicher Hüter und Bewahrer der Kinder einen Ehrenplatz in der Familie, denn sie ist notwendiger als je. „Die Kinder sind bei der Großmutter!" Wieviel Beruhigung liegt darin für die berufstätige Mutter.

Der Volksmund sagt richtig: „Großmutter ist die Herdstätte für warmes Herz und warme Füße." Damit ist alles gesagt. Die Großmütter von heute, die den zweiten oder gar schon dritten Krieg ihres Lebens mitmachen, die ein Kaiserreich aufrichten und stürzen sahen, die aus den Nöten der Zeit dennoch ihre Kinder großzogen, die mit den Enkeln den Umbruch erlebten — sie sind freilich für ihre Familie ein Buch lebendiger Geschichte. Und wie oft bekommt Oma von wißbegierigen Enkeln die Frage vorgelegt: „Hast du das bloß gelesen, oder hast du das selbst erlebt?"

Die Großmutter, die noch die letzten Sänftenträger kannte und Stelzenläufer bei schlechtem Wetter, die im Luftballon geflogen ist und mit der Pferdebahn in die Schule fuhr, die den Kirchturm hat brennen sehen und als junges Mädchen Cholerakranke gepflegt hat, die 20 Meter Stoff zu einem Ballkleid gebraucht hat und dann beim Hofball ihr „Cul de Paris" verloren hat, weshalb die erste Verlobung auseinanderging, Großmutter weiß wirklich zu erzählen vom Segen und Plage vergangener Zeit. Auf dem Boden steht noch der knallrote Familienschirm, mit einem Stock wie ein Birkenstamm und einem Umfang wie ein Sonnendach. Nur der Vater konnte ihn schleppen, aber dafür hatte die ganze große Familie darunter Platz. Aber das hindert Oma nicht, ihrer Enkelin einen flottkarierten Knirps zu schenken; denn das ist ja das Schöne an der fortschreitenden Zeit, daß sie uns nicht nur mitnimmt, sondern unweigerlich wandelt.

Freundschaft mit Oma! Reiche Enkelkinder, die sie erleben dürfen. Peter Rossegger spricht von der „schlichten Großmuttermoral, die bessere Dienste tut als alle Redekünste". „Verachte nicht Großmutters Wort", sagt ein Sprichwort. In der germanischen Familie war das Verhältnis der Großmutter, der Altmutter zum Enkel, durch vielerlei Bräuche gekennzeichnet. Sie galt als die natürliche Hüterin der anwachsenden Familie und schlief zum Schutze des Neugeborenen acht Tage vor dessen Bettstatt. Häufig wurde auch die Großmutter zur Patin erwählt. Die letzte Garbe bei der Kornernte heißt jetzt noch „Großmutter" und steht im Volksglauben in lebendiger Beziehung zur Altbäuerin im Ausgedinge. Aber es gibt heute auch junge Großmütter an Jahren, und sie mehren sich. „Vor 25 Jahren, sehen Sie, da war ich bei der Reichsbahn als Eisenbahnschaffnerin tätig in Pumphosen und Schildmütze, und meine Mutter hütete die vier Kinder. Sie versorgte Haus und Garten. Ich konnte in Ruhe meine Pflicht in schwerer Zeit erfüllen. Sie strickte auch die Socken für meinen Mann im Felde draußen, die eigentlich ich hätte stricken müssen." Und heute? „Heute bewahre ich drei Kinder meiner zwei Töchter, die ihre Männer im Felde haben. Die eine ist Briefträgerin und trägt wieder eine Schildmütze, und die andere pflegt im Lazarett, und heute stricke ich die Socken. So löst sich alles ab. Mit meinen Enkelkindern bin ich jung, und sicher werde ich auch noch Urenkel erleben, denn es muß immer einer da sein in der Familie, der die großen und kleinen Dinge der Zeit aufbewahrt und weitergibt. Deshalb mögen sich Großmütter und Enkel nämlich so gern, weil sie einander nötig haben."

Auch die beschwingten Omas unserer Zeit, die mit ihren Enkeln ins Kino gehen und einem Fußballspiel zuschauen, weil der Fritz mitstürmt, die mit hinter dem Ladentisch stehen und helfend eingreifen, wo eine Kraft fehlt, die zu keiner Rundfunkstunde die Nachrichten versäumen, sie haben ihr Teil weiterzugeben, als Mitlebende einer großen Zeit.

Annemarie Hering.

Helft lel…

Es wird wohl kaum einen deutschen Menschen in der Heimat geben, dessen Herz mit seinen heißen Wünschen nicht dorthin schlägt, wo unsere tapferen, siegreichen Soldaten in unvorstellbar kurzer Zeit unvergänglichen Ruhm an die sieggewohnten deutschen Fahnen geheftet haben. Und keine Stunde des Tages vergeht, wo nicht all die, die hinter der Front, also in der Heimat für die Front schaffen, plötzlich einen Pulsschlag lang das Denken unterbrechen und mit ihm hineilen zu den Männern, Vätern und Brüdern, denen nichts höher gilt, als die heilige Aufgabe, an die der Führer sie gestellt hat. Aber ebenso gelten uns die Gedanken der Kämpfenden, ebenso oft umgeben uns ihre Wünsche und Hoffnungen. Wir wissen, daß sie niemals enttäuscht werden, denn dieser uns aufgezwungene Lebenskampf hat auch den letzten deutschen Menschen erfaßt und ihn hineingestellt in die Front der Schaffenden. Wenn aber unsere Gedanken zu den kämpfenden Soldaten eilen, dann stehen vor uns die harten Jungen der Luftwaffe, der Panzertruppen, der Marine, der Infanterie und des Arbeitsdienstes. Stehen aber ebenso lebendig vor uns die vielen, vielen Helfer, deren aufopferndes Wirken wohl nur so recht von den Kämpfenden ver-

Durchreisende Truppen werden von einer Helferin des DRK. mit Erfrischungen versorgt

★

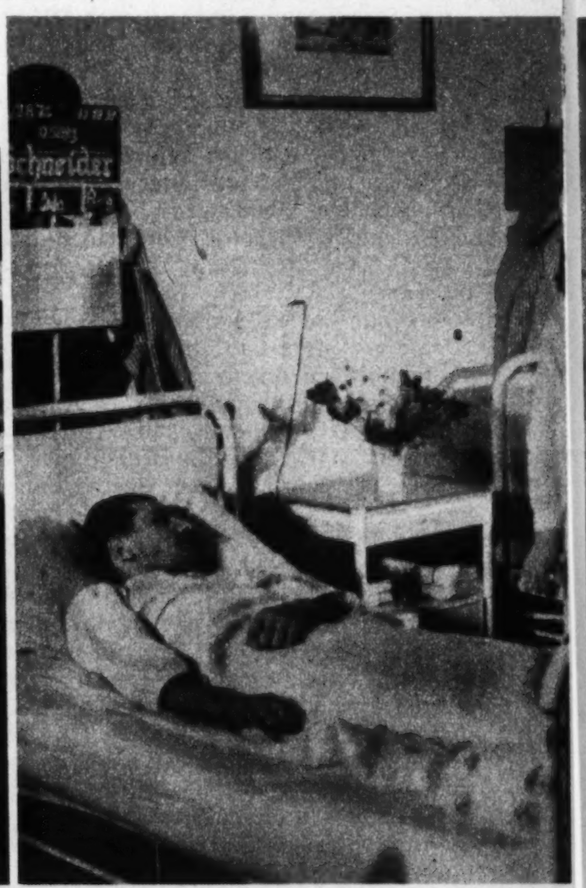
DRK.-Helfer beim Umladen von Verwundeten aus den Lazarettzügen ins Lazarett

Auf allen größeren Bahnhöfen sorgen die DRK.-Helferinnen dafür daß es den Soldaten an nichts fehlt

Aufn.: NSV.-Archiv

Die tägliche Visite des Arztes ist ohn… lfe der





elfen!

standen wird. Es sind die Frauen und Männer des Deutschen Roten Kreuzes, jene Helfer, die ihren Dienst so einfach und schlicht, so still und ohne Aufhebens verrichten. Ohne sie ist der Sieg nicht denkbar, denn sie sind es, die auf die rauhe Faust des Krieges die heilende Hand legen, die so unendlich viel Leid und Schmerzen lindern, Wunden, die der Krieg schlägt. Ihnen helfende Hand zu reichen, heißt, der kämpfenden Front zu helfen in ihrem harten und unerbittlichen Kampf für Deutschlands Freiheit und Größe, für die Kultur Europas und für die endgültige Befriedigung dieses unruhvollen Erdteils. Hier erwächst uns allen, jedem von uns, eine heilige Verpflichtung. Jeder kann helfen, jeder muß helfen, jeder wird helfen. Und damit Dank abstatten den vielen unbekannten Helden des Krieges, die unser schönes deutsches Land vor den furchtbaren Schlägen des Krieges bewahrten. Und damit tragen wir zugleich ein wenig von der großen Dankesschuld gegen unseren Führer ab. Nichts Schöneres können wir ihm darreichen, als neben unserer treu schaffenden Arbeit das größtmöglichste Opfer darzubringen dem Deutschen Roten Kreuz. Wir wollen es ihm gern darbringen!





Eine junge DRK.-Helferin schreibt für einen Verwundeten den Gruß an die Liebste

★

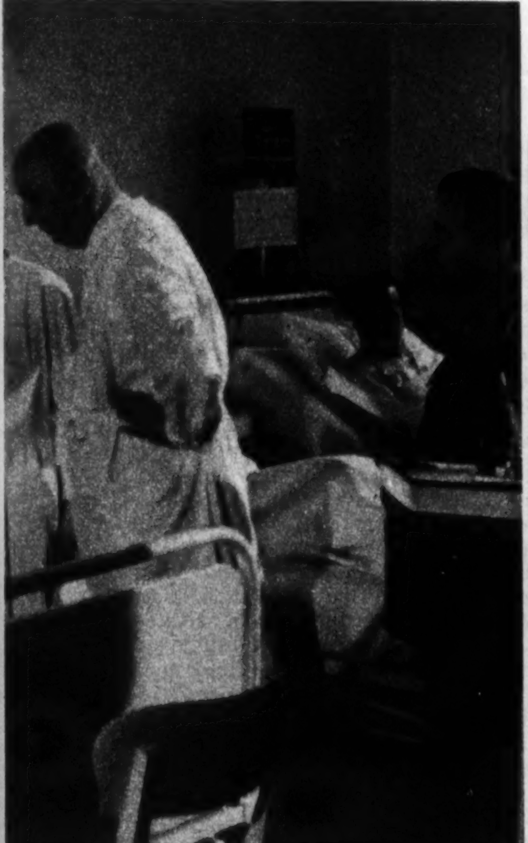
Auch in den Lazarettzügen ist die DRK.-Schwester der „Engel der Verwundeten", der ihn pflegend umsorgt

★

Begeistert für ihre Aufgaben rückt eine neue Schwesternschaft aus an die Front

Aufn.: NSV.-Archiv

ohne Hilfe der DRK.-Schwester undenkbar







Ein kleiner Irrtum . . .

Um Fite Kröger müßte ein eigenes Lied geschrieben werden, vielleicht eine Art Moritat, denn was Fite in unserem Heimatdörfchen innerhalb weniger Jahre an Volkstümlichkeit gewann, ist so einmalig in den Annalen unserer Dorfgeschichte, daß sie würdig niedergelegt zu werden verdient. Wer Fite mit seinem roten, borstigen Haarschopf, seiner frechen Stupsnase und den leuchtend roten, abstehenden Ohren sah, der mußte lachen; ganz gleich, welchem Temperament er auch angehörte. Fite zog aus dieser, ihm durch Erfahrung bekannten Tatsache seine Summe, das heißt, er ließ alle Lichter eines diplomatischen Spiels glänzen. Er war ein Meister gewollter und ungewollter Streiche, die auch heute noch ihre Volkstümlichkeit nicht eingebüßt haben.

Als wir als Kinder noch durch die weiten Felder unserer Heimat tobten, Krieg spielten, Kahn fuhren oder in den höchsten Bäumen der Obstgärten schaukelten, interessierten uns Jungen natürlich am meisten seine gewollten Streiche. Wenn man jedoch heute zurückschaut und an diese Zeit zurückdenkt, glaube ich, daß die ungewollten sicher die köstlichsten waren. Wie dieser:

In unserem Dorfe lebte ein alter Schuhmachermeister. Um den Mann wob sich eine Tragik. Er spürte — wie weiland Hans Sachs — in sich das Bedürfnis, hin und wieder den Pechdraht mit dem Dichterstift zu vertauschen. Seine Reime und auch seine Prosadichtung hatten auf die Zuhörer seiner Werke allerdings meist die umgekehrte Wirkung. Dazu hatte unser Meister die unangenehme Eigenschaft, gelegentlich einmal aus dem Schatze der bereits bestehenden Literatur einige Anleihen zu machen. Im Dorfe sagt man, daß dies immer dann der Fall gewesen sei, wenn seine Zuhörer beim Vorlesen solcher Gedichte ernst blieben. Wir Jungen aber glaubten fest an seine dichterische Berufung. Wenn wir um die Abenddämmerung zu ihm in sein niedriges Arbeitszimmer traten, das nach Leder, Pech und Tabak roch, und er hinter seiner Schusterkugel heraus seinen sinnenden Blick auf uns warf, dann erschauerten wir tief. Er begrüßte uns dann meistens mit den großen Worten: „Tretet ein, oh sterbliche Kreaturen!" Nachdem er uns dann hoheitsvoll die Hand zum Gruße gereicht hatte, pflegte er auf die Ofenbank zu weisen und zu sagen: „Auf diese Bank von Stein sollt ihr euch setzen." Oefters begehrten wir etwas vom Meister. Meist handelte es sich darum, für die Poesiealben kleine Beiträge zu erhalten. Der Meister schob dann die Brille auf die Stirn, stülpte einen breitrandigen Hut auf den Kopf, den wir respektvoll als den „Pasterhut" zu bezeichnen pflegten, nahm seinen Bleistift und begann auf einem Block zu schreiben, nicht ohne jedoch von Zeit zu Zeit die Augen entrückt zur Decke geschlagen zu haben. Ich weiß nicht einmal, ob die Poesiealbensprüche, die er uns einmal mit göttlicher Geste übergab, entlehnt oder seinem eigenen schöpferischen Geiste entsprungen waren. Der erste hieß: „Der Wind säuselt durch die Blätter! Das wünscht Dich Dein ewig getreuer Freund" — oder — „Das Leben ist ein harter Kampf! Dasselbe auch von Dir hoffend, verbleibe ich Dein Dich liebender Klassenbruder."

Eines Tages, als wir wieder zu ihm kamen, erhob er sich besonders würdevoll, ohne uns jedoch zu grüßen. „Ihr Männer, hört mich an", sagte er. Wir erstarrten vor Ehrfurcht und wagten uns nicht auf die Ofenbank zu setzen. Doch mit einer leutseligen Handbewegung wies er auf unseren Stammplatz, griff zu einer umfangreichen Rolle Papier, entfaltete sie und sagte: „Männer, schweigt und vernehmt!" Und er begann zu lesen. Strophen, deren Reime allerdings nicht immer den zünftigen Formen entsprachen. Das mag aber daher gekommen sein, weil er seine Vorwürfe meist aus den Bildern unserer kleinen Dorfheimat entnahm. So reimten sich eben Reue auf Säue, Männer auf Penner, Liebe auf Hiebe, Schlaf auf Schaf. Das Ganze aber sollte — wie er sagte — einen Lobgesang auf die edlen Frauen darstellen. Nachdem er seine Vorlesung beendet hatte, schwieg er erschöpft. Dann legte er Fite, der neben der Ofenröhre saß, die Hand auf den Kopf und sagte: „Vergiß diese Stunde nicht, mein Sohn; und nicht, was in dem Gedicht stand!" Fite sah ihn zunächst vollkommen verblödet an und erwiderte nichts. Und doch, diese feierliche Stunde, deren Tiefe unser Fite sicherlich nicht gespürt hat, wird wohl der Anstoß zu der folgenden Katastrophe gewesen sein.

Wir waren nämlich nicht wenig erstaunt, als wenige Tage nach dieser großen Stunde der Dichter bei unserem Eintritt tobend auf uns losfuhr. Wir begriffen zunächst gar nichts. Erst später verstanden wir, daß sein Manuskript mit dem Dichterwerk „An die edlen Frauen" verschwunden war. Ein beängstigendes Kreuzverhör setzte ein. Der Dichter beschimpfte uns maßlos. Wir hatten dabei nicht den Eindruck, als ob er auch in dieser Stunde von der Muse geküßt sei, uns schien es vielmehr so, als ob ihm jemand einen spitzen Nagel durch die Sitzfläche des Schusterschemels geschlagen hatte. Niemand wußte etwas von dem Attentäter. Nur Fite schwieg, hüstelte, kaute die Nägel und sah unruhig und düster vor sich hin. Er schien maßlos ergriffen oder — nervös zu sein. Als wir schließlich entlassen waren, gestand Fite halb heulend: „Ich, armes Tier, war es. In dem Gedicht stand doch: ‚Flieg mein Sang, mit frohem Klang — von der Linde in alle Winde.' Ich wollte dem Schuster doch nur etwas Gutes tun und bin mit der Rolle auf die Linde geklettert. Ich war kaum oben, da war sie auch schon weg: ‚Flieg mein Sang . .' Wer kann das denn wissen, daß das alles nicht wahr ist, was er in seinem Gedicht wünschte. Lächerlich, so etwas!" Wir waren zunächst starr. Fite begründete aber mit vielem Nachdruck nochmals, warum das alles so gekommen sei. Und wir mußten endlich ihm zustimmen. Warum schreibt ein Mann in einem Gedicht solche Wünsche, wenn er sie nicht ernst meint? Aber wir begriffen auch, daß Ruhm und Tragik manchmal sehr hart nebeneinander wohnen.

Henrich Hansen

Das Kind schreit in der Nacht!

Pädagogische Kurzgeschichten haben ihre Vorteile und Nachteile. Man kann damit leicht Eindruck machen, weil es immer Eltern geben wird, die beim Lesen sagen: genau wie bei uns. Wenn auch wieder andere, die behaupten: bei uns ist es aber ganz anders. Auf die, die verstehen wollen, wirkt ein anschauliches Beispiel freilich auf alle Fälle: denn es regt zum Nachdenken an. Wenn die Beispiele nur nicht so leicht als allgemeingültige „Rezepte" genommen würden! Und wenn man damit nur nicht, in der nettesten und harmlosesten Weise, so viel Unfug, Verlogenheit und Rührseligkeit unter das Volk bringen könnte!

Was sagt man z. B. zu einem Vater, der sich darüber ärgert, wenn seine sonst wohl gedeihende und kerngesunde neugeborene Tochter in der Nacht plärrt und quäkt, bis die junge zärtliche Mutter sie auf den Arm nimmt? Wir sagen, und mit uns wahrscheinlich alle vernünftigen Eltern, die Aehnliches noch in Erinnerung haben, daß der Mensch sich mit Recht ärgert. Ueber das Schreien, bitte, nicht über das Kind und erst recht nicht über die Mutter! Weil ein Säugling, wenn er nicht krank ist, in der Nacht zu schlafen hat, statt nach Vergnügungen zu schreien. Aber was macht der neckische Kurzgeschichtenschreiber daraus? Er läßt nicht nur die junge Mutter brav und gehorsam aufstehen und das „Kleine Biest" auf dem Arme herumtragen — das machen ja auch in der Wirklichkeit viele junge und unerfahrene Mütter, wenn es auch falsch ist. Aber dem pädagogischen Kurzgeschichtler genügt es nicht, Frau Hilde „einen Morgenrock über den zartblauen Pyjama geworfen, mit dem schreienden Baby auf dem Arm" auf- und abgehen zu sehen, auch der Gatte Eugen tappt bei ihm „mit halboffenen Augen hinterher und macht, indem er sich bemüht, sein schlafmüdes

Gesicht zu einem freundlichen Grinsen zu verziehen: „Ju... Ju... Ju... mein Kleines!“

Immerhin, auch wenn der Mann Eugen nicht aus dem Bett steigt, kann er vielleicht doch nicht schlafen, wenn Sybille brüllt. Das ist Nervensache. Und Gewohnheit. Also kommt es auch in der Wirklichkeit des Lebens oft genug vor, daß zärtliche Frauen ihren Männern den Vorschlag machen, zeitweise in einem andern Zimmer zu übernachten. In der pädagogischen Kurzgeschichte aber geschieht es nicht nur, daß der geplagte Mann den Vorschlag annimmt, es geschieht vor allem das Wunder, daß — Sybille in dieser Nacht nicht brüllt. Und nun kann der arme Vater erst recht nicht schlafen, wie der Müller, wenn seine Mühle zu gehen aufhört, und er kriegt eine Todesangst, daß das Kind krank sei, und er will sogar zum Doktor laufen (um den auch noch aufzuwecken), bis das Kind, gerührt davon, der Mittelpunkt von so viel Unsinn zu sein, pünktlich wieder zu quäken beginnt. Und Eugen strahlt. Sein Herz pocht „wild vor Freude“. (Steht tatsächlich so da.) Und Sybille brüllt weiter. Kann man nur hoffen, daß die junge Mutter endlich auf einen vernünftigen Gedanken kommt. Denn bei aller Rücksicht auf die Erzeuger von pädagogischen Kurzgeschichten en gros und en detail kann das unmöglich so weiter gehen.

Im Ernst. Die ganze Angelegenheit ist bei gesunden Kindern viel, viel einfacher. Wennschon nicht ganz so rührend und idyllisch. Ob aber ein Kind wirklich krank ist, oder ob es sonst ein dringendes und berechtigtes Bedürfnis hat, das es (in Ermangelung anderer Ausdrucksmöglichkeiten) selbstverständlich durch Schreien kundgeben **muß**, das lernt die junge Mutter sehr bald — hören. Sie lernt auch ebensobald diesen Bedürfnissen so vorbeugen, daß sie sich nicht mitten in der Nacht einstellen. Mit einem Wort: sie beginnt das Kleine vom ersten Tag an zur Ordnung, zur Einordnung in die Familiengemeinschaft zu erziehen, indem sie auch selber strenge Ordnung hält. Zu dieser Ordnung gehört mit, daß das Kind in der Nacht schläft. Zu gelegentlichem Herumgetragenwerden, zu Zärtlichkeiten und anderen netten Sachen ist (für das Kind) der Tag da. Jede erfahrene Mutter weiß nun, daß diese Einordnung etwas Zeit und sehr viel Geduld kostet. Jeder vernünftige Vater weiß ebenso, daß die Lautstärke des quäkenden Kindes nur ganz allmählich zunimmt, und daß man herrlich dabei schlafen lernt, wenn man nur will. Und das ist der Regelfall. Indem eine vernünftige Frau aber den Sprößling nach und nach an die Erfahrung gewöhnt, daß Erpressungsversuche, besonders bei Nacht, zwecklos sind, und dem Mann beibringt, ruhig weiterzuschlafen, anstatt alle mit überflüssigem Dazwischenreden noch wacher zu machen, löst sie das Problem in Kürze ganz von selbst und ohne Kurzgeschichte. Wenn auch, das geben wir zu, mit einem viel viel unsentimentaleren Schlußeffekt.

Hans Hajek.

Die leidige Bedauerei

Sind Sie schon einmal von ganzem Herzen und aus vollem Gemüte von jemanden bedauert worden? Und hat Sie das auch wirklich getröstet? Sie werden sagen: „Das kommt auf den Trost und auf den Tröster an.“ Es ist sonderbar, daß die Menschen untereinander keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sich gegenseitig ihr Bedauern auszusprechen; der Anlaß dazu spielt die geringste Rolle. Sei es nun, daß es sich um einen entflogenen Wellensittich, eine zerschlagene Fensterscheibe, ein gestohlenes Fahrrad oder um den Heuschnupfen handelt, es wird lebhaft bedauert. Bedauern ist nun einmal so Sitte, und keiner denkt darüber groß nach, wie übel es eigentlich in Wirklichkeit mit der leidigen Bedauerei bestellt ist. Sie macht das Pech meistens noch schwärzer und trägt es von Mund zu Mund zum Schaden des Betroffenen.

Ein Unglück wird oft erst recht zum Unglück, wenn alle Leute, die an sich gar nichts damit zu schaffen haben, sich darum bekümmern. Meist geschieht das fast ausschließlich mit der Zunge. Es gibt Frauen, die sind wahre Künstlerinnen im Bedauern anderer Mißgeschicke, und wieder gibt es solche, die verlieren kein Wort, sondern helfen, wo es möglich ist. „Ihr Junge ist zurückversetzt worden, habe ich gehört. Na, das tut mir aber in der Seele weh. Das schöne Schulgeld. Wo Ihr Mann es sich so sauer verdienen muß. Ist er eigentlich dumm oder faul? Ach, es tut mir leid . . .“ — „Guten Abend, Frau Meyer, ich hörte, Ihr Junge ist zurückversetzt worden. Wissen Sie, so groß ist das Uebel nicht, da hat er ein Jahr Kindheit länger, und besser jetzt eine Klasse zurück, als wenn er später versagt. Wissen Sie, mein Großer kann Ihrem Kleinen gern mal etwas nachhelfen, wo es fehlt.“ Zwei Mütter drücken sich verständnisvoll die Hand.

Es gibt so manches in unseren Gedankengängen zu verbannen, was so herumschwirrt, schließlich laut wird und den anderen bedrängt. In der Untergrundbahn schluchzt plötzlich aus heiterem Himmel ein kleines Mädel auf und weint Tränenströme. „Aber um Himmels willen, Lottchen!“ Die Mutter greift erschrocken nach dem Taschentuch. „Was ist denn geschehen? Tut dir was weh?“ Die Kleine schüttelt den Kopf und zeigt anklagend und schluchzend mit dem Finger auf zwei Damen ihr gegenüber. „Die Tanten dort erzählen immerzu von Kranksein und Sterben.“ Die fremden Tanten werden unversehens puterrot und lächeln ein wenig schief, die Mitfahrenden im Abteil machen verlegene Gesichter, und jeder hofft bei sich, daß Lottchen sich schleunigst beruhigt. Aber das war eigentlich das Schöne an diesem kleinen Zwischenfall, man schämte sich allgemein ein bißchen vor diesem Kinde, das ein zermürbendes, unfruchtbares Geschwätz, gedankenlos dahingeplappert, nur um die Zeit zu füllen, nicht ertragen wollte. Die Gewohnheit, all und jeden Krankheitsfall, von Tante Paulas Zipperlein angefangen bis zum harmlosen Schnupfen des Jüngsten, ausführlich zu besprechen und auszuschmücken, ist schon beinahe keine Unsitte mehr zu nennen, sondern ein schädlicher Unfug an seinem Nächsten. „Haben Sie schon gehört? Frau Müller liegt an Blinddarmreizung!“ — „O Gott, o Gott, wenn das man gut geht! Der arme Mann kann einem bedauern. Diese blühende Frau und die hübschen Kinder. Wissen Sie, ich habe das direkt im Gefühl, das kann gar nicht gut gehen. Ich habe zwar so was noch nicht gehabt, aber mit Blinddarm ist nichts zu spaßen. Wie lange liegt sie denn schon?“ — „Na, so genau weiß ich das auch nicht. Mir hat es Frau Richter im Fleischerladen erzählt. Hatte die arme Frau Müller nicht voriges Jahr um diese Zeit ein Zahngeschwür? Schrecklich, wenn man das so bedenkt. Ein Jammer. Tut mir ja so leid. Falls etwa — man hofft es ja nicht, aber Schicksalswege sind dunkel — Frau Müller was zustoßen sollte, würden Sie etwas zu einem Kranz dazugeben?“ — „Ach ja, so jung und schon unter dem Rasen — aber, sehen Sie doch bloß an, da kommt ja die junge Frau Müller aus dem Bäckerladen! Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Wir überschlagen ihren Totenkranz, und sie läuft schon wieder mit roten Backen herum. Haben Sie sich auch nicht verhört mit dem Blinddarm?“ — „Nein, nein, eine Blinddarmreizung war es bestimmt, so wahr ich noch gut höre, aber ich glaube, es handelt sich um Frau Schmidt.“ — „Um die in 39 oder in 67?“ — „Das kann ich auch nicht so genau sagen.“ — „Furchtbar schade, da weiß man denn gar nicht mehr, wen man eigentlich so von Herzen bedauert hat.“ Diese zwei haben „leeres Stroh“ gedroschen und finden das scheinbar durchaus in Ordnung.

Warum wird allgemein so wenig von gesunden Angelegenheiten und liebenswerten Dingen gesprochen? Es gibt so viel gutes Streben in der Welt, unsere Zeit wird von so positivem Willen getragen, daß es eigentlich zum Erstaunen ist, wie gern und bereitwillig die Menschen untereinander sich in die Klagelieder des lieben Nächsten einlassen, ohne daß ein zwingender Grund vorliegt. Ein altes Sprichwort sagt: „Trage dein Herz nicht auf dem Aermel, sonst hacken die Raben daran . . .“ Der Mensch, der schon von Jugend an „mit sich selbst zu Rande kommt“, das heißt, mit den großen und kleinen Betrübnissen des Lebens allein fertig wird, erweist nicht nur seinem Mitmenschen, sondern vor allem sich selbst den besten Dienst. Die Mutter, die in der Kinderstube schon vom Babyalter darauf achtet, daß die Wehleiderei, die den Charakter des Kindes schwächt und verweichlicht, frühzeitig unterdrückt wird, hilft dem jungen Menschenkinde für sein ganzes Leben.

A. Hering

Kampf

Wirf dich ins Leben hinein
wie der Schwimmer ins Meer.
Will es auch trübe sein,
stürmt doch die Sonne daher.

Stoße durch Wogen hervor,
fürchte den Schatten nicht!
Langsam im rauschenden Chor
fühlst du erfüllend das Licht.

Carl Lange

Kinder fragen wir antworten

Wie leben die Ameisen?

Wir Menschen sind leicht geneigt, den Gedanken des Staates ausschließlich als eine Erfindung des menschlichen Intellekts zu werten, aber wir dürfen dabei nicht übersehen, daß es auch Tiere gibt, die in sinnvollen und zweckmäßigen Staatsordnungen zusammenleben. Dabei handelt es sich nicht einmal um Tiere, die wir als höher entwickelt ansprechen, sondern um die Klasse der Insekten, wo wir insbesondere bei den Ameisen einen naturbedingten Zusammenschluß ungezählter Einzelindividuen zum gewaltigen Ameisenstaat finden. Die hierdurch entstandene Macht wirkt sich ähnlich wie beim Menschen nach außen und innen aus, indem sie zunächst dem Einzelnen und der Gemeinschaft Schutz gewährt, dann aber auch gesetzmäßig den Aufbau des Gesamtwohls und die Arbeitsteilung der verschiedenartigen Kräfte fördert.

Da stehen wir am Waldrande vor dem Nest der Waldameisen. An der Größe seiner winzigen Bewohner gemessen, ein ungeheuerliches Riesenbauwerk. Aus umzähligen Fichten- und Kiefernnadeln, Aestchen, Steinchen und Rindenstückchen ist diese Stadt, die Metropole eines rastlosen, emsigen Volkes sinnreich zusammengebaut. Hier erblicken wir Tore, Straßen, Hauptwege, dort Tunnels und sich verzweigende Seitengäßchen. Alle erfüllen einen Zweck und führen zu vielhundert Stuben und Hallen, zu Stollen, Schächten und Gruben bis tief in das Innere der Ameisenstadt und damit in die Tiefe des Waldbodens hinein. Bei oberflächlichem Hinsehen auf den Riesenverkehr des schaffenden Millionenvolkes erscheint das Ganze zunächst völlig planlos. Wer jedoch geduldig ausharrt und genau zusieht, erkennt bald den Sinn des emsigen Getriebes, es ist die Arbeit am Gemeinwohl aller. Ohne Unterlaß eilen die Arbeiterinnen auf ihren unermüdlichen Beinchen straßauf und -ab, vom Morgen bis zum Abend getrieben, ja besessen von ihrer Arbeit. Hunderttausende sind unterwegs, um das herbeizuschaffen, was der Bau nicht selbst hervorbringen kann: Nahrung und Baustoff. In der Nähe des Ameisenhaufens wimmelt der Wald. Ganze Kolonnen schleppen Tannennadeln oder Sandkörner herzu. Sie wollen den Bau erweitern, Platz schaffen für den



Hochaufgerichtet, die Fühler wie Lanzen weit vorgestreckt, erwartet der Ameisensoldat den feindlichen Angriff, bereit, sich bedingungslos für das Gemeinwohl des Staates zu opfern

wachsenden Staat. Andere wuchten unter der Last erjagter, totgebissener Käfer und Raupen heran, die das Körpergewicht der Träger oft zwanzigfach übersteigen. Hohe Bäume werden erklettert, denn dort befindet sich das „Nutzvieh". Das Riesenheer der gepflegten Blattlauskolonie sondert beim Beklopfen süßen Saft ab, der ungezählte Ameisen sättigt.

Zwischen dem brausenden Verkehr der schaffenden Arbeiterinnen laufen einzelne größere Tiere scheinbar untätig umher. Das sind die Ameisensoldaten. Schutz und Verteidigung des Volkes sind ihre Obliegenheit. An den Eingangstoren und in Hauptstraßen halten sie Wacht. Bei eintretender Gefahr schlagen sie sofort Alarm. Durch Klopfen der Fühler auf den Körper der nächsten Ameise teilt der Ameisensoldat seine Beobachtung der Gefährtin mit. Diese eilt mit der erhaltenen Meldung zur nächsten, die sogleich wieder der Uebernächsten klopfend Mitteilung macht. Wie ein Lauffeuer steht der Alarmruf durch den ganzen Bau. Einsatzbereit und voll entschlossenen Kampfesmutes stürmen nun die Soldaten dem Feind entgegen, jederzeit bereit, das Leben für den Staat zu opfern, damit das höchste Gesetz eines Staatswesens erfüllend und die Auflösung des „Ichs" dem Gemeinwohl unterstellend. Das Gemeinwohl — das ist das Lebensprinzip im Ameisenstaat. Für sich selbst schaffen die Ameisen nichts — für den Staat alles. Je gesunder und stärker die Gemeinschaft, desto besser die Lebensbedingungen des Einzelnen. Wachsen und Zukunft des Staates liegen aber bei der Nachkommenschaft.

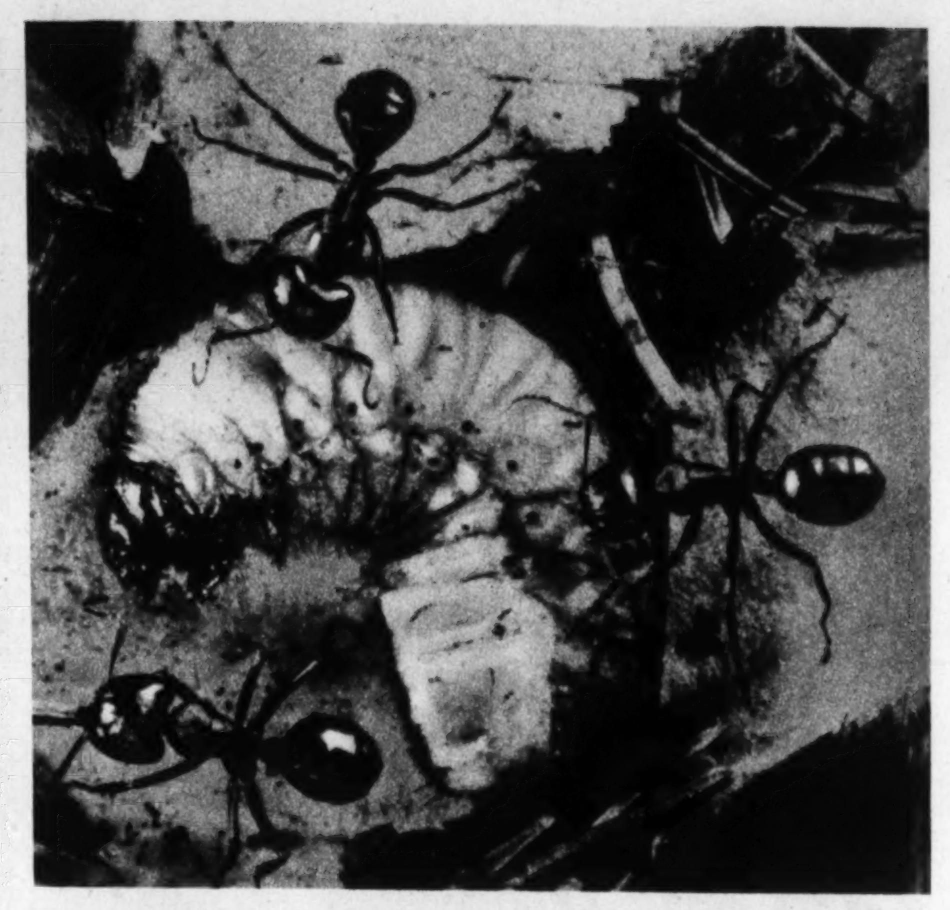
Mit rührendem Eifer sind daher alle um die heranwachsende Brut besorgt, ein Teil der Arbeiterinnen beschäftigt sich überhaupt nur mit der Jugendpflege. Tief im Innern des Baues, in lichtlosen Kammern legen die Weibchen fast unaufhörlich Ei um Ei. Ungeheure Vermehrung um jeden Preis ist die Losung im Ameisenstaat. Die jungen Larven werden in besonderen Larvenstuben von Arbeiterinnen sorgsam behütet. Sie umspinnen sich bei der Verpuppung mit einem papierähnlichen Kokon. Diese Ameisenpuppen (oft fälschlich als Ameiseneier bezeichnet) sind der kostbarste Besitz des Volkes. Scheint die Sonne auf den Bau, so schleppen Tausende die Puppen hinauf in Licht und Wärme, bei schlechtem, kühlem Wetter wieder hinab in die warme Tiefe des Baues. Endlich schneidet eine Arbeiterin sorglich mit ihren Zangen den Kokon auf, aus dem dann ein neues Glied des Staates schlüpft. Und ob nun Soldat oder Arbeiter, der neue Staatsbürger stürzt sich alsbald in das betäubende Schaffen in den Arbeitsprozeß des



Von den Ameisenfühlern beklopft, sondert die Blattlaus einen süßen Saft ab, der von den Ameisen gern aufgeleckt wird

Millionenvolkes. Die Richtschnur seines Lebens ist ihm angeboren.

Und doch gibt es eine Leidenschaft, der die sonst nur den Ethos der Arbeit kennenden Ameisen verfallen können. In jedem Bau findet man Gastkäfer, die ihren Larvenzustand hier verbringen oder auch zum Teil als fertige Käfer bei den Ameisen leben. Darunter sind harmlosere, die sich von den mühsam herbeigeschleppten Nadeln und dem Mulm des Nestes ernähren, aber auch räuberische, die sogar die Ameisenkinder fressen, ohne das ihnen dafür die Soldaten etwas anhaben. Ja, im Gegenteil. Die Fremdlinge werden geliebkost, gefüttert und bedient. Wie ist so etwas in dem sonst so streng geordneten Staatswesen möglich? Es handelt sich hier um eine Art sozialer Krankheit des Ameisenvolkes. Die Käfer verführen die Ameisen, indem sie narkotische Stoffe ausscheiden, merkwürdig süße Säfte, an denen sich Arbeiter und Soldaten bis zum Laster berauschen. Vergessen ist dann die Volksverbundenheit, die sonst geübten Pflichten werden vernachlässigt, und es kommt vor, daß ein ganzer Ameisenstaat allmählich hieran zugrunde geht. Nicht alle Völker sind in gleichem Maße dieser Leidenschaft zugänglich. Es gibt gesunde und starke Arten, die keine Gastkäfer dulden. Bei den anfälligen Völkern aber ist es durchaus möglich, daß die Natur auf die Dauer ein Gesetz der Enthaltsamkeit — wie etwa das Opiumgesetz bei den Menschen — im Instinkt der Ameisen durchzüchtet.



Zwar pflegen die Ameisen die abgebildete Larve des Blumenkäfers gern, doch sie ist einer der gefährlichsten Gäste, deren Ueberhandnehmen dem Volk verderblich werden kann

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

20. Fortsetzung

Es gibt wohl im Leben eines jeden Menschen eine Stunde, die für ihn die Bedeutung eines entscheidenden Wendepunktes hat.

Für Helmut Rohde war es die Stunde, wo er als vierzehnjähriger Junge mit seinem Kameraden im Hause Dr. Krügers zum ersten Male die Hakenkreuzfahne sah und von Adolf Hitler hörte. Das schlug in sein Inneres wie ein zündender Funke. Ihm war plötzlich, als könne er nun nicht länger in dem fremden Lande bleiben. Es war, als ob sie ihn herüberriefen: „Es geht los, Rohde, wo bist du?" Seine einstigen Schulkameraden waren sicher dabei. Und sein Vetter Crusius, der bestimmt.

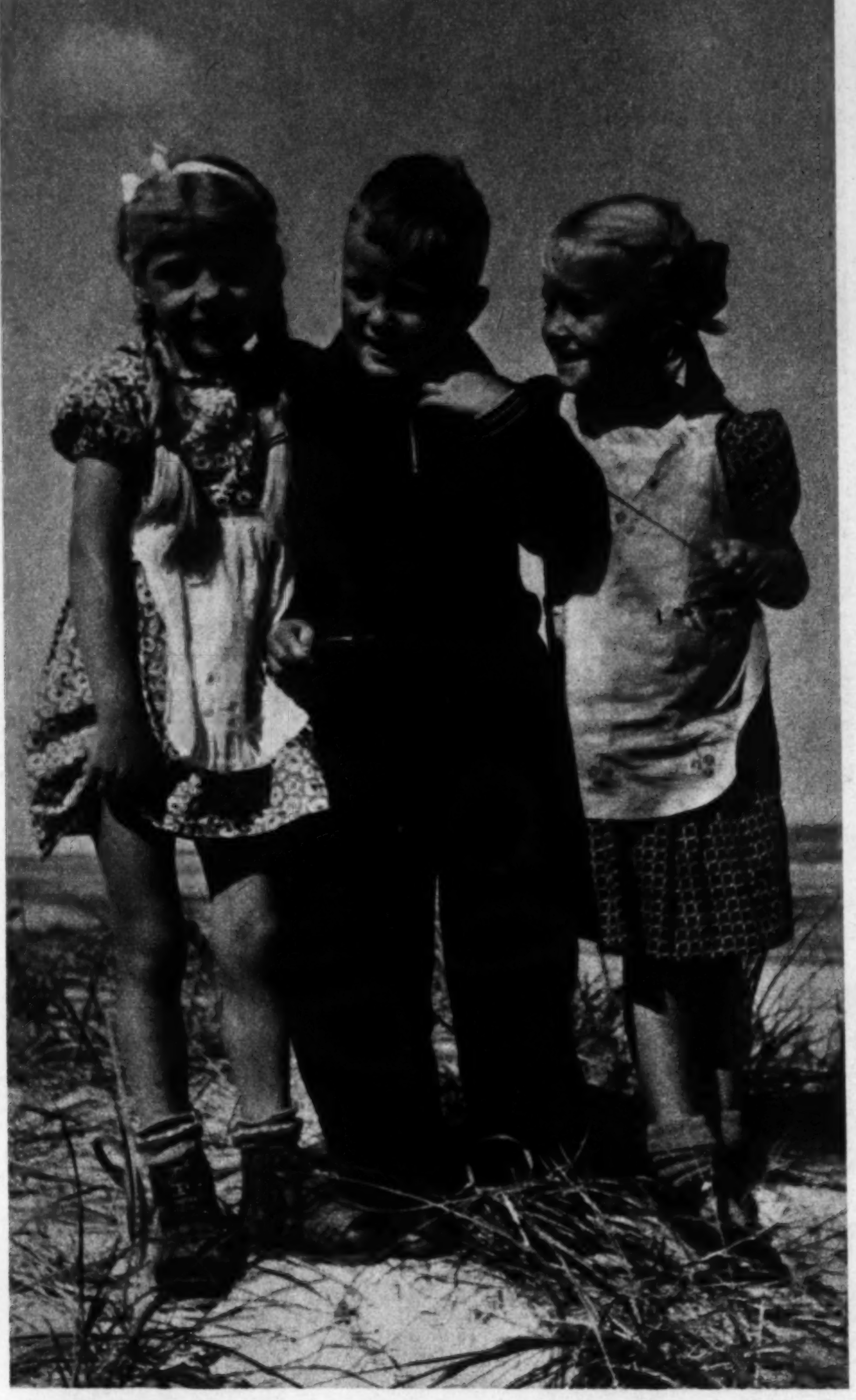
Als die Jungen das Haus des Arztes verließen, war es ihnen unmöglich, gleich nach Hause zurückzukehren. Sie ritten los ins Unbestimmte, sie galoppierten auf den Obrajewegen und sausten dahin. „Mensch!" schrie Helmut, „Mensch, jetzt in Deutschland sein und mitmachen!!" Am liebsten wären sie sofort alle beide durchgebrannt und hinüber nach Deutschland gegangen. Und während sie im Urwald herumabenteuerten, erregte der Gedanke an Adolf Hitler den Jungen Helmut so, daß er sich während dieses Dahinjagens in seiner Phantasie als ein kämpfendes Mitglied der Nationalsozialistischen Bewegung sah. Und dieses seltsame Doppelleben führte er nun immer, wenn er mit seinem Freunde jagte und ritt. Nicht hier in Argentinien, in Deutschland war er mit allen Gedanken, kämpfte als Gefolgsmann Adolf Hitlers, als brauner SA.-Mann.

Und dann kam der Tag der deutschen Erhebung. Ob er sich freute, fragte sein Vater. Ob er sich freute?! Dumme Frage. Wie sie ihm alle vorkamen. Nichts dazu getan hatten sie. Weit vom Schuß im fremden Lande hatten sie gesessen und ihren Tabak gebaut. Und nun freuten sie sich. Aber bei ihm war's ja dasselbe. Ach, das nagte und fraß an ihm, daß er nicht dabeigewesen war. Aber noch war es nicht zu spät. Sie würden ihn jetzt auch noch brauchen können. Doch wie hinüberkommen?

Gewaltsam drückte er sein innerstes Verlangen nieder. Er arbeitete in der Autowerkstatt und im Elektrowerk, ohne nach rechts und links zu blicken. Aber dann hatte er ein entscheidendes Erlebnis.

Als er in einer hellen Mondscheinnacht von Bonpland auf der Hochebene nach Hause ging und eine Zigarette rauchte, trat ein Mann auf ihn zu und bat ihn um Feuer. Dabei bemerkte Helmut, da er nicht so geläufig spanisch sprach wie ein richtiger Argentinier. Sie kamen ins Gespräch, und es stellte sich heraus, daß der Fremde ein Nordamerikaner namens Janson war. Er war Rekord-Motorfahrer und im Kriege als Fliegeroffizier schwer verwundet worden. Wegen Uneinigkeit mit seiner Frau hatte er seine Heimat verlassen, war ziemlich weit herumgekommen und zuletzt in Bonpland gelandet, wo er als einfacher Mechaniker in einer Autowerkstatt arbeitete.

Nach einigen gegenseitigen Fragen und Antworten kam etwas, das Helmuts Aufmerksamkeit aufs höchste erregte. Janson hatte die Absicht, einen Rekordversuch zu machen, nämlich von Argentinien zu Fuß nach Nordamerika zu wandern. Der Weg würde über unerforschtes Gebiet und den Amazonas führen. Es war eine gewagte, abenteuerliche Sache. Aber Janson hatte sich schon mit den verschiedenen Konsulaten der zu durchwandernden Länder in Verbindung gesetzt, und vom amerikanischen Konsulat war ihm Unterstützung mit Geld und Medikamenten zugesagt.



Fritzchen ist es zu heiß! Aufnahme: NSV-Bildarchiv

Helmut forschte, wann er loszuwandern gedenke.

Der Fremde taxierte den Jungen mit einem langen, prüfenden Blick, dann meinte er langsam, er suche noch einen Kameraden, der mit ihm durch dick und dünn ging.

Und nun entstand eine lange Pause. Endlich sagte der Amerikaner langsam: „Sie gefallen mir, junger Mann. wie wär's? Falls die Sache gelingt, könnte ich Ihnen zweitausend Dollar versprechen. Ich habe Verbindungen mit Zeitungen und Verlegern, die meine Berichte drucken und gut honorieren würden."

In diesem Augenblick schlug bei Helmut das gewaltsam in ihm niedergehaltene Feuer zum Dach heraus. Hier war eine Möglichkeit, nach Deutschland zu kommen. Um's Geld war's ihm nicht. Wenn er nur soviel kriegte, daß es zur Ueberfahrt reichte. Er sagte also dem Fremden ohne weiteres zu. Sie besprachen die Sache eingehender, und Janson erklärte dem jungen Rohde, daß er vor allen Dingen die Einwilligung seiner Eltern haben müsse. Auch solle er sich ein Parabellum anschaffen, da man eine gute Waffe sehr brauche. Er sagte dann noch, er warte nur noch auf die Einreiseerlaubnis von Bolivien nach Paraguay, da beständen noch einige Schwierigkeiten wegen des Krieges.

Helmut sah sich den Amerikaner genauer an, während er sprach. Er war ein langer, dürrer Sportsmann mit einem ausgemergelten, braunen Gesicht, von der Nase zum Munde liefen zwei scharfe Falten; er sah aus, als ob er nicht glücklich sei.

Helmuts Plan war gefaßt. Sein kleines Auto wollte er zu Geld machen und alle verfügbaren Mittel für die Reise aufwenden. In den nächsten Tagen verkloppte er auch wirklich sein Auto und staffierte sich mit dem Gelde aus: Pistole, Photoapparat, auch Segeltuch kaufte er, und der Amerikaner, mit dem er in diesen Tagen öfter zusammenkam, fertigte ihm daraus sehr geschickt einen fabelhaften Tragsack an. Alle diese Vorbereitungen geschahen ohne Wissen der Eltern. Mit den Eltern würde es noch einen Kampf geben. Da hieß es, sich bis an die Zähne wappnen und nicht weich werden. Am besten, man stellte sie vor die fertige Tatsache.

Janson erklärte wiederholt, daß er ihn ohne Erlaubnis der Eltern nicht mitnähme, wies auch ausdrücklich darauf hin, daß das Unternehmen eine sehr gewagte Sache sei.

Der Junge dachte: „Das ist mir nun ganz egal; hier bei lebendigem Leibe an Heimweh sterben oder unterwegs zugrundegehen."

Also nun: Kopf hoch und los zu den Eltern.

Hier gab es allerdings nicht nur Widerstand, sondern eine furchtbare Aufregung. „Verrückte Hirngespinste!" rief der Vater. „Kommt gar nicht in Frage. Ich gebe dir die Papiere nicht. Losgehen mit einem wildfremden Menschen! Wer weiß, was für ein Lump und Verbrecher das ist!" Die Mutter saß am Tisch und weinte bitterlich.

Mit dem Anschluß an den Amerikaner war's also nichts. Aber der Stein war nun einmal ins Rollen gekommen, und Helmut ließ nicht mehr locker. Er gab seine Stellung bei der Tabak-Companie auf, schmiß einfach alles hin. „Das hat ja alles keinen Zweck", sagte er störrisch. Er war nun ein paar Wochen bei seiner Mutter oben auf der Chacra, aber lahm, unlustig zu allem. Abends ritt er wieder zu den Tanzvergnügungen in den Schenken der Umgegend und kam erst am Morgen wieder.

Da nahm ihn sich die Mutter vor. Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und schaute ihm ernst in die Augen: „Helmut, ich bin in Sorge um dich. Denk an Rosita. Und das war noch ein nettes Mädchen. Aber was sind das für Mädel in den Bolichen? Ich möchte, daß du ein anständiger, tüchtiger und mutiger junger Mann wirst, dann kannst du auch Anspruch erheben auf ein liebes, deutsches Mädchen. Die jungen Leute, die nicht genug Charakter aufbringen und sich mit irgendwelchen unlauteren Elementen oder fremdrassigen Mädeln einlassen, die sind für Deutschland verloren. Merke dir das."

Der Junge bekam einen roten Kopf. „Ach, was du denkst", murmelte er. Aber er ritt von nun an nicht mehr weg. Auf der Farm betätigte er sich aber auch nicht. Es war ein unhaltbarer Zustand.

Eines Tages trat Helmut wieder vor seine Eltern und erklärte mit leidenschaftlicher Entschlossenheit, es ginge nicht so weiter und er wollte fort. Und sie könnten mit ihm machen, was sie wollten, er ginge doch los. Und wenn ihm der Vater die Papiere nicht gäbe, dann würde er eines Tages so durchbrennen. Es wäre ihm alles egal. „Heute ist Dienstag", sagte er, „Donnerstag gehe ich los".

(Fortsetzung folgt.)

hundert richtige Lösungen ein, so daß ich auch diesmal wieder das Los zum Schiedsrichter bestimmen mußte. Nach der Verlosung gingen als Sieger hervor: **Kurt Matthes** in **Grundmühlen** (Sudetengau) bekam den ersten Preis in Höhe von 10 RM, **Ursula Koch** in **Dortmund-Hombruch** bekam den zweiten Preis in Höhe von 5 RM, je ein wertvolles Jugendbuch ferner: **Leo Faulhaber** in **Lampertheim** (Rhld.), **Elfriede Goldap** in **Tilsit**, **Werner Schreiber** in **Braunschweig**, **Wolfgang Schmall** in **Königsberg** (Ostpr.) und **Emma Müller** in **Schwäbisch-Gmünd**.

Allen jungen Kameraden und Kameradinnen herzlichen Dank. Fritz.

Neue Aufgabe

Kurz nach Ostern haben wir für unsere Setzerei einen neuen „Stift" bekommen, der nun zum ersten Male die „Kinderwarte" setzen sollte. Darunter war auch ein Bericht eines unserer jungen Kameraden. Na, Kinder, als ich dann den Bericht las, wie ihn unser „Stift" gesetzt hat, da sagte ich mir: Halt, das gibt ja eine wunderfeine Preisaufgabe, denn so viel Satzfehler auf einmal kann man sich ja gar nicht ausdenken. Nun setzt euch einmal hin und schreibt mir, wie der Bericht nun fehlerfrei lauten muß. Ich setze dafür die euch allen schon bekannten sieben Preise aus. Gehen mehr als sieben richtige „Uebersetzungen" ein, dann entscheidet das unbestechliche Los. Die Lösungen müssen bis zum 5. September 1940 bei der **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18**, eingehen.

». . . Dann haben wir tüchtig Glas gefäht. Als das gesehen ward, gab's ein Tischgesicht. Dann fuhren wir mit Magen voll Glas ins Tal, wo wir geldvergessen schäumten. Für Butter haben wir dann noch einen Tisch geborgt. Das Bier rappelte sehr, da haben wir über den Briten sehr gewacht . . .«

Brieffreundschaft

Seit mehr als einem Jahr haben nun schon viele von euch Brieffreundschaft mit Altersgenossen geschlossen. Ich habe eine richtige Abteilung einrichten müssen, um all die Wünsche befriedigen zu können. Im Großen und Ganzen ist es mir auch gelungen, die besonderen Wünsche zu berücksichtigen. Aber immer läßt sich das ja nicht machen, denn so viele Berliner Mädel, die z. B. ein Mädel aus der Ostmark kennenlernen möchten, oder Jungen von der Waterkant, die nun unbedingt mit einem Jungen aus Württemberg Brieffreundschaft schließen möchten, kann ich ja gar nicht auftreiben. Ich tausche darum schon nach bestem Können aus, damit die Brieffreundschaft-Suchenden nicht allzu lange warten müssen. Durchweg kann ich schon stets am gleichen Tage die Adressen austauschen. Und: natürlich **Jungen gegen Jungen** und **Mädel gegen Mädel**, das versteht sich ja. Ich würde mich natürlich sehr freuen, wenn ich nach einiger Zeit einmal eine Postkarte bekäme, worin ihr mir mitteilt, ob ihr nun auch eine nette Brieffreundin gefunden habt oder einen prächtigen Brieffreund. Einige haben mir schon begeisterte Briefe geschrieben, worüber ich mich sehr gefreut habe. Da schreibt mir Gertrud B. unter anderem: „. . . und dann danke ich Dir sehr von Herzen, daß Du mir eine so nette Freundin besorgt hast. Nun schreiben wir uns schon alle Woche einmal und haben uns soviel zu erzählen. Wenn der Krieg vorüber ist, darf ich sie auch besuchen, darauf freue ich mich schon sehr. Natürlich wird mich Annelies dafür im Jahr darauf besuchen dürfen . . ." Seht, das ist doch eine feine Art, die Menschen in anderen Gauen unseres großen und schönen Vaterlandes kennenzulernen. — Also, liebe Mädel und liebe Jungen, ich vermittle auch weiterhin gern Brieffreundschaften, schreibt mir nur eure Adressen, damit ich sie austauschen kann.

Fritz.

Stöhnen und Klöhnen

„Lieber Fritz! Das ist fein, daß Du diese Ecke für uns eingerichtet hast. Nun möchte ich einmal etwas sagen: Vor gar nicht langer Zeit hast Du mal in der „Kinderwarte" über die „Tautologie" (auch „Pleonasmus") geschrieben, also über Wörter, die man auch „doppel-gemoppelt" nennt. Das war sehr lehrreich, und wir haben dann in der Klasse noch lange darüber gesprochen. Nun frage ich Dich: ist das nicht auch doppel-gemoppelt, wenn einer am Schluß des Briefes schreibt: „Mit deutschem Gruß Heil Hitler!"? Was meinst Du? . . ."

Auf diesen Brief unseres Kameraden Erwin K. kann ich nur erwidern: „Lieber Erwin, natürlich ist es ein Pleonasmus, wenn jemand schreibt: „Mit deutschem Gruß Heil Hitler!", denn der deutsche Gruß heißt ja schon „Heil Hitler!" Ich bekomme jeden Tag Briefe aus dem Kreise unserer jungen Kameraden und Kameradinnen, in denen zum Schluß dieser doppel-gemoppelte Gruß zu lesen ist, und jedesmal denke ich: warum machen sie sich bloß die Arbeit und schreiben den Gruß doppelt? Man schreibt einfach: „Heil Hitler!", weil es der Gruß der Deutschen ist. Und heute sind wir doch noch stolzer und freudig-bewegter als bisher, daß wir als einzigste Nation der Erde diesen wunderbaren Führer haben und darum diesen schönen Namen als Gruß benutzen dürfen. Wer wird darum heute wohl noch die Umschreibung: „Mit deutschem Gruß!" benutzen?! Nein, wir grüßen heute jeden mit dem schönsten Gruß, den es überhaupt gibt: „Heil Hitler!", und brauchen dazu nicht den doppel-gemoppelten Satz „Mit deutschem Gruß Heil Hitler!" Ich freue mich aber, lieber Erwin, daß Du mit Deinem Brief die Anregung gegeben hast, alle Jungen und Mädel und durch sie die Eltern auf den Unsinn hinzuweisen, wenn sie den deutschen Grup doppel-gemoppelt anwenden.

Und somit:

Heil Hitler! Fritz.



Der geprellte Mörder

Im allgemeinen liegt es in der Ordnung der Natur, daß im rücksichtslosen Daseinskampf der Stärkere den Schwächeren auffrißt und vernichtet. Es gibt aber auch Ausnahmen von diesem grausamen Gesetz, und von einem solchen geradezu ulkig anmutenden, bei welchem der Uebeltäter selbst in gewisser Beziehung die Zeche bezahlen muß, erzählt der bedeutende Naturforscher Alexander Niklitschek in seinem Buche „Wunder überall". Diese seltsame Sache muß ich euch einmal erzählen.

Die sogenannten Kannenpflanzen des Malaiischen Archipels, die wegen ihres interessanten Gehabens auch viel in unseren Glashäusern gezogen werden, halten es so: Es muß außer der kärglichen Nahrung, die sich in vermulmten Baumlöchern und Asthöhlen findet, allwo die Kannenpflanzen wurzeln, auch bessere, fleischliche Nahrung ins Haus. Man hat sich in der Familie der Kannenpflanzen daher aufs Insektenfangen und -fressen gelegt. Dazu wurde ein ganz eigenartiges Instrument ausgebildet. Hat nämlich die Pflanze ein gewisses Alter erreicht, ist sie also aus den „Kinderschuhen" herausgewachsen, dann läuft jedes fertig ausgebildete Laubblatt in eine Art Ranke aus, an deren Ende, einem altertümlichen Pfeifenkopf nicht unähnlich, ein kannenartiges, innen hohles Gebilde hängt. Die obere Oeffnung ist — genau wie bei einem Bierkrug etwa — mit einem Deckel verschließbar.

Kommt nun ein Insekt dahergekrabbelt und schnuppert ein wenig in die Kanne hinein, so muß es geradezu betäubt sein von all den Herrlichkeiten, die da „gratis und franko" feilgeboten werden. Denn am leicht nach innen gebeugten innern Rand des „Pfeifenkopfes" quellen allenthalben süße, himmlisch duftende Nektartröpfchen hervor, so reich und verschwenderisch, daß ein förmliches Saftbad entsteht, das in das Innere des Kruges lockt. Und da kann es nicht wundernehmen, wenn so gut wie jedes Insekt sich tief in die Kanne hineinwagt, um sich an all den freigebig feilgebotenen Herrlichkeiten zu laben.

Aber diese prachtvoll lockende Gratisschenke ist nichts anderes als eine abgefeimt ausgeklügelte, schauerliche Mördergrube! Denn sowie sich das Insekt nur ein wenig tiefer in die Kanne zu den Herrlichkeiten vorwagt, kommen seine Beine plötzlich auf einen von hartem, glänzenden Wachs überzogenen Streifen. An dieser „Parkettwichse" gibt's einfach kein Halten, das übertölpelte Insekt kommt ins Rutschen, und ehe es noch die Flügel entfalten kann, so es welche hat, ist es schon unten im finstern Schlund der Kanne gelandet.

Von dort gibt es nun kein Entrinnen mehr; denn dicht hinter der gewachsten Zone ist die Kannenwand innen von starrenden Borstenhaaren übersät, die ein Emporklimmen unmöglich machen. Hinein ging's, aber hinaus geht's nicht mehr! Und — Entsetzen! — — ringsum werden die Kannenwände plötzlich lebendig! Drüsen tun sich auf, und überall, wo die Beine und Flügel des verängstigten Tieres die Wand reizen, perlt tödlicher Saft hervor, der das Tier erstickt, indem es ihm einfach die Atmungsorgane verklebt. Dann stellt sich die chemische Nordbrennerei wieder um: Es werden, sobald das Insekt getötet ist, Säfte ausgeschieden, die die Eiweißkörper der Tierleiche abbauen und auflösen — das Insekt verwandelt sich in einen dunklen Fleischbrei, dessen wertvolle Bestandteile nunmehr die Pflanze durch die Kannenwände in sich einsaugt.

Was wir hier vor uns haben, ist klar: nichts anderes als einen richtigen Magen, einen Pflanzenmagen, der aber vor allen Tier- und anderen Pflanzenmagen den konstruktiven Vorteil hat, daß er das Opfer auch gleich tötet. Und wie wundervoll diese Kannenpflanzenmagen funktionieren, erhellt daraus, daß man Insekten von der mikroskopisch kleinen Milbe bis hinaus zum farbenschillernden riesenhaften Tropenschmetterling, Käfer, Tausendfüßler und sogar Skorpione bis zu vier Zentimetern Länge in den alles verdauenden Mördergrubenmagen der Ne-

penthes-Pflanze gefunden hat! Kein Insekt ist anscheinend vor dieser Mordfalle und ihrer teuflischen Chemie sicher.

So dachte man wenigstens, man mußte es wenigstens denken. Aber bei genauem Studium kam ein geradezu haarsträubendes Wunder heraus: Einer ganzen Reihe von Tieren — bis jetzt sind ein kleiner Rundwurm, eine Milbe, sechs Fliegen- und eine Mückenlarve bekannt — ist nämlich ein glänzender Einfall gekommen. Da drinnen in der fürchterlichen Mordgrube — welch sonderbarer Gegensatz! — war man vor allen Feinden und Fährlichkeiten vollkommen sicher, denn jeden Widersacher vernichtete doch die Mordkanne mit ihrer tödlichen Chemie. Ferner aber: man saß wundervoll an einem immerwährenden Tischleindeckdich. Fleischbrühe, sorgsam vorgerichtet durch der Kannenpflanze Küchenkünste, war da, daneben sogar auch lockender, süßer Nektar! Also mußte es sich in diesen Mörderhöhlen trefflich leben lassen, wenn — ja, wenn man nur auf das Geheimnis kam, daß man nicht selbst von der Pflanze erstickt und verdaut wurde.

Und die genannten neun Tiere machten diese großartige chemische Erfindung wirklich! Man hat nämlich aus zerquetschten Leibern dieser mutigen Kannenbewohner einwandfrei die Schutzstoffe bestimmen können, welche die Verdauungskraft der Kannenausscheidungen einfach aufheben. Die „Schutzfermente" machen die vernichtend-auflösende Kraft der ausgeschiedenen Pflanzensäfte glatt zunichte! Und so sind die Nepentheskannen außer mit zerfallenden Insektenleichen regelmäßig auch mit Tieren angefüllt, die es sich darin ganz gut gehen lassen und in des Wortes wahrster Bedeutung mitschmarotzen, so ähnlich etwa wie im Darmkanal eines Menschen es sich der Bandwurm bequem macht und sich einfach mitfüttern läßt, ohne selbst verdaut zu werden.

Das Interessante an der ganzen Angelegenheit bildet natürlich die Frage, wieso es dazu gekommen sein mag, wie es kommen konnte, daß einige Tiere sich in die für ihre nächsten Artverwandten unbedingt tödliche Mordfalle und ihre verheerenden Brühen derart gewöhnen konnten, daß ihnen die Pflanze heute nichts anhaben kann. Bei den Mückenarten zum Beispiel wird angenommen, daß die Muttertiere bei Mangel an Wasseransammlungen ihre Eier in die den Nepentheskannen vorhandene, vielleicht hin und wieder durch Regen stark verdünnte Flüssigkeit ablegten und dadurch die heranwachsenden Mückenlarven es mit der Zeit lernten, ihren Körper durch die Ausbildung von Schutzstoffen vor dem Verdautwerden zu schützen. Das wäre gar nicht so abwegig, denn selbst der Mensch gibt so eine Art Beispiel zu dem Gesagten ab, mit seinem Verhalten gefährlichen Seuchen, etwa der Malaria, gegenüber. Hat diese mörderische Krankheit einmal Jahrhunderte oder gar Jahrtausende in einem Lande gewütet, so kommt schließlich ein Menschenschlag zustande, dem das Gift des Malariaerregers nicht viel mehr anhaben kann. Die Menschen dort werden seuchenfest, und Stiche der Fiebermücke, die für einen Fremdländer von verhängnisvollen Folgen sind, erregen bei ihm nicht viel mehr als ein oberflächliches Jucken. Und so ähnlich wurden auch die Larven und schließlich die Tiere selbst gefeit gegen die auflösenden Kräfte der Nepenthessäfte, ja, diese Angewöhnung geht heute schon so weit, daß zum Beispiel die Larven der genannten Mückenarten zugrunde gehen, wenn man sie aus dem gefährlichen Nepenthessaft in gewöhnliches Tümpelwasser setzt.

Und so geht es überall im Leben. Der noch so kluge Räuber und Mörder gerät eben gelegentlich an einen noch klügeren, der findig die absonderlichen Vorteile auszunützen versteht und dem Wegelagerer und Strauchdieb einen guten Teil der Beute wegstibitzt, ohne daß dieser sich dagegen wehren kann.

Hasso hat Glück

Eines Tages wurde auch der Teichbauer zu den Fahnen gerufen. Er machte sich fertig und nahm Abschied von Haus und Hof. Heini, sein zwölfjähriger Bub, lud sich den Koffer auf die Schulter. Jawohl, er ging mit dem Vater zur Bahn.

Als sie das Dorf hinter sich hatten, kam ihnen Hasso, der Kettenhund, nachgerannt. Der Bauer befahl ihm, sofort umzukehren. Hasso, der jedes Wort verstand, schaute seinen Herrn traurig an, tat einige Sprünge beiseite und trollte nach einer Weile wieder hinter ihnen drein. Heini legte gute Worte für ihn ein und der Vater erlaubte schließlich, daß sich Hasso anschloß.

Zum Abschied streichelte ihn der Bauer noch einmal. Nun fuhr der Zug ein. Da wollte auch Hasso mit einsteigen. Heini schlang rasch beide Arme um ihn und er mußte seine ganze Bauernbubenkraft aufbieten, Hasso zu halten.

Als der Zug den Blicken entschwunden war, ließ Heini ihn los. Mit einem einzigen Sprung überwand er die Sperre und sauste wie toll das Geleis entlang. „Hasso!" rief Heini. „Hasso!" Aber vergebens. Der Bub tröstete sich. Hasso war ein kluger Hund. Er fand bestimmt den Weg nach Hause.

Allein Hasso kam nicht. Am Sonntag ging Heini über Land, um ihn ausfindig zu machen. Niemand hatte ihn gesehen. Er war und blieb verschwunden.

Da schrieb Heini dem Vater einen langen, langen Brief. Darauf erwiderte der Bauer, Heini möge Hasso vergessen. Er kaufe ihm nach dem Kriege einen jungen Schäferhund.

Als der Feldzug in Polen beendet war, bekam der Teichbauer unverhofft Urlaub. Im Zuge traf er den Wurzeltoni, der mit Ziegen und Tauben und nebenbei auch mit Hunden handelte.

„Hast du einen passenden Hund für mich?" fragte ihn der Bauer.

„Mehr als einen", lachte Toni und lud den Teichbauern ein, ihn am Sonntag zu besuchen.

Weil aber der Bauer seinem Buben als Geschenk einen Hund mitbringen wollte, unterbrach er die Fahrt und ging mit zur Finkenhöhe hinüber, wo der Wurzeltoni wohnte.

Schon von weitem war Hundegebell zu hören. Und als sie näherkamen, sah der Teichbauer, wie ein Wolfshund es immer wieder versuchte, über den Zaun zu springen. Aber er hatte nicht die Kraft dazu. Nun kratzte er an den Latten und winselte und jammerte, daß es dem Teichbauern durch Mark und Bein ging.

„Diesen Wolfshund würde ich dir schenken", sagte der Wurzeltoni.

Schenken? Das ließ sich hören.

„Dann könnte ich mir die Patrone sparen."

Der Bauer schüttelte verständnislos den Kopf.

„Ja, ich will ihn heute abend erschießen."

Der Bauer hatte Mitleid mit dem armen Hunde. Wenn er nicht bissig war oder keine schlimme Krankheit hatte, nahm er ihn mit.

„Was fehlt ihm denn, Toni?"

Er zuckte die Achseln: „Er frißt nicht und schleicht müde herum."

Im nächsten Augenblick erlebte der Wurzeltoni ein Wunder. Der Hund setzte zu einem letzten verzweifelten Sprung an und warf dabei den Zaun um. Der Teichbauer griff unwillkürlich nach seinem Seitengewehr, aber es blieb ihm nicht die Zeit, es zu ziehen. Schon sprang der Hund an ihm hoch. Wollte er ihn an der Gurgel fassen? Nein, nein, der Hund schnellte vor Freude empor. Es war Hasso. Der Teichbauer konnte vor Rührung augenblicklich nichts sagen und auch der Wurzeltoni war zunächst sprachlos.

Da löste der Bauer das Rätsel und Toni erzählte, daß ein Fluraufseher den Hund halb verhungert auf freiem Felde angetroffen hätte. Der Teichbauer drückte dem Wurzeltoni einen Geldschein in die Hand und eilte mit Hasso zur Bahn. Diesmal durfte er mit in den Zug einsteigen.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als sie das Heimatdorf erreichten. Nun sauste Hasso voraus und ließ sich daheim von allen begrüßen, anstaunen und liebkosen. Und als nach einer Weile auch noch der liebe Vater in die Stube trat, kannten der Jubel und die Freude im Teichbauernhause keine Grenzen mehr.

Wie man's Ding auch dreht

Nun will ich euch ein anregendes Spiel verraten, das euch allen sicherlich viel Spaß machen wird. Paßt einmal genau auf: In der deutschen Sprache gibt es bekanntlich Wörter, die man sowohl von vorn als auch von hinten lesen kann, wobei das gleiche Wort herauskommt, nicht wahr? Nehmen wir zum Beispiel die Vornamen **OTTO** und **ANNA**, die kann man von rückwärts genau so lesen. Ebenso ist es mit **RETTER** und **RELIEFPFEILER**, auch die lauten bei der Umkehrung genau so. Nun aber einmal ganze Sätze: **EIN LEDERGURT TRUG REDEL NIE** oder: **EIN ESEL LESE NIE** oder: **EINE TREUE FAMILIE BEI LIMA FEUERTE NIE.** Nun noch zwei lange Sätze: **IDA WAR IM ATLAS ABDUL LUD BASALT AM IRAWADI** und **EIN NEGER MIT GAZELLE ZAGT IM REGEN NIE.**

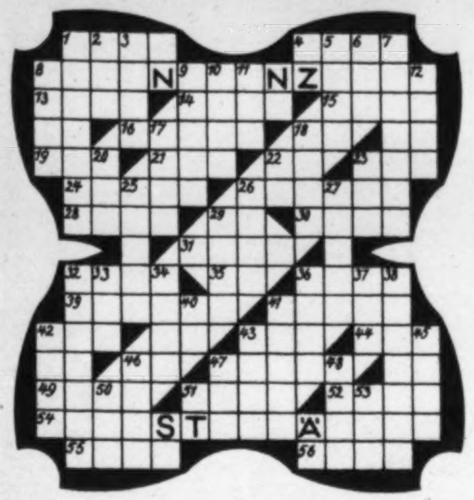
Nun setzt euch einmal hin und ersinnt weitere Sätze. Wenn ihr neue gefunden habt, dann teilt sie mir mit, damit ich sie in einer der nächsten Nummern der „Kinderwarte" abdrucken kann. Für die schönsten Sätze setze ich wertvolle Jugendbücher als Prämien aus. Wer wird also die Siegespalme erringen? Ich bin sehr gespannt darauf!

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 10/1940

Die Lösung lautet: Jeder der beiden sieht den vorbeifahrenden Kraftwagen gleich schnell. Es wundert mich, daß nur kaum ein Viertel aller Einsender auf diese richtige Lösung kamen. Immerhin aber gingen doch mehrere

Kurzweil am Feierabend

Spruch-Kreuzwort-Rätsel

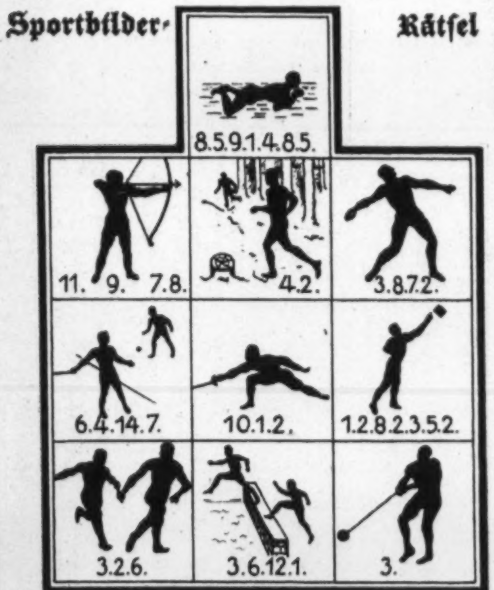


Waagerecht: 1. Fluß in Ost-Frankreich, 4. Einzelvortrag, 8. siehe Anmerkung!, 13. Voranschlag, 14. besitzanzeigendes Fürwort, 15. Kapitel des Korans, 16. bedauernswerter Zustand, 19. erhöhter Kirchenraum, 21. Metall enthaltendes Mineral, 23. landwirtschaftliches Anwesen, 24. Grasfläche, 26. erster König von Lothringen, 28. Nebenfluß der Fulda, 30. Teil des Pferdegeschirrs, 31. Hautöffnung, 32. Gehilfin, 35. Gliederung der NSDAP., 36. Werkzeug, 39. griech. Bergnymphe, 41. Verfasser von „Neuadel aus Blut und Boden“, 42. Singstimme, 43. luftförmiger Körper, 44. Wasser im festen Zustand, 47. Einzäunungsmaterial, 49. kraterförmige Senke, 51. südamerikanische Republik, 52. Wort für „in üblicher Weise“, 54. siehe Anmerkung!, 55. weibl. Vorname, 56. Gliederung der Hitler-Jugend.

Senkrecht: 1. Himmelskörper (Mehrzahl), 2. Sammlung von Aussprüchen, 3. Urkunde, 5. Fluß in Frankreich, 6. Raubtier, 7. Insekt, 8. Schutzdamm, 9. Blutgefäß (Mehrzahl), 10. baute einen der ersten Kraftwagen, 11. feierliche Beteuerung, 12. Brutstätte, 17. Stadt in Hannover, 18. ein Stück Sprache, 20. Fahrzeug, 22. italien. Strom, 23. Bezirk, 25. Waschmittel, 26. griech. Saiteninstrument, 27. Getreideart, 29. gekünstelte Haltung, 32. Behörde, 33. geograph. Begriff, 34. engl. Adelstitel, 36. Flechtmaterial, 37. Europäer, 38. hölzerne Fußform, 40. Anredefürwort, 41. Zeitangabe, 42. weibl. Vorname, 43. Faden, 45. Körpermaß, 46. Mehrzahl von 37, 47. dem Winde abgewandte Schiffsseite, 48. weibl. Vorname, 50. Stadt Finnlands, 53. Nebenfluß der Donau. (ch = ein Buchstabe.)

Waagerecht 8 und 54 nennen ein Wort von Goethe.

Sportbilder-Rätsel



Für jede dargestellte Sportart ist die zutreffende Bezeichnung zu suchen. Werden den Worten die mit Ziffern bezeichneten Buchstaben entnommen und nacheinander gelesen, so ergeben sie ein Wort aus der Edda. (ß = ein Buchstabe.)

1. Silben-Rätsel

Aus den Silben:
ab — ar — ard — as — ast — buch — bür — chen — chen — chen — chen — chiem — de — don — du — e — eh — el — en — erd — ga — ger — i — in — in — ka — ker — le — let — li — männ — me — meer — mit — mün — nach — ne — nen — ners — nietz — no — pie — pret — ra — rad — ren — ren — rü — sa — sche — schwein — see — si — spek — stung — tag — tag — tarrh — tek — ter — ter — ter — thu — tiv — tiv — tiz — to — toch — tor — u — ul — wek

sind 26 Wörter zu bilden, deren erster und dritter Buchstaben von oben nach unten ein Wort von Johann Gottlieb Fichte ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Merkheft, 2. Schwärmerei, 3. sportl. Wettkampf, 4. deutsche Stadt, 5. Heldengedicht des Homer, 6. Verwandte, 7. Begeisterter, 8. Titel, 9. Tageszeit, 10. verliehener Titel, 11. Nagetier, 12. Zeitanzeiger, 13. Ausleger, 14. Druckbuchstabe, 15. Titelheld bei Shakespeare, 16. männl. Vorname, 17. Kehrbild, 18. Geheimpolizist, 19. Zwerg, 20. deutscher Philosoph, 21. Verminderung der Waffen, 22. Laubbaum, 23. See in Bayern, 24. Wochentag, 25. weibl. Vorname, 26. Krankheit. (ch und ck = je ein Buchstabe.)

2. Silben-Rätsel

Aus den Silben:
a — a — ba — be — burg — dam — den — der — di — die — e — eh — ei — ein — er — fla — fug — ga — ge — gen — gram — heb — her — hö — il — ing — kel — krä — kreuz — le — le — li — lieb — lu — ma — man — mer — ne — nell — nen — no — nor — ohr — ohr — on — pel — pool — rei — ren — ren — res — rie — ring — rönt — rum — scha — se — stands — stök — stra — ti — to — um — un — un — ver — waa — wei — wer — wer — wie — wurm — zaan

sind 27 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Rudolf G. Binding ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. nordfranzösische Landschaft, 2. sagenhafte Wasserjungfrauen, 3. deutscher Rechenmeister, 4. Gewässer, 5. Bittschrift, 6. Tanz, 7. italien. Stadt, 8. erläuternder Bilderschmuck, 9. Teil eines Tierproduktes, 10. Stadt in Südslawien, 11. böser Streich, 12. Gewebe, 13. strafbare Handlung, 14. Insekt, 15. alte sächs. Grenzfeste, 16. deutscher Erfinder, 17. ehemals engl. Staatsgefängnis, 18. niederländ. Stadt unweit Amsterdam, 19. langweiliger Mensch, 20. Grußformel, 21. Schmuckstück, 22. engl. Seehafen, 23. Gewürzpflanze, 24. Kriegsauszeichnung, 25. Hirtenvölker, 26. Sternbild, 27. Gewürz.

3. Silben-Rätsel

Aus den Silben: a — a — ben — braun — burgh — del — dif — din — dor — druk — e — e — e — eh — er — fe — fe — fer — gau — he — heim — kam — ker — koh — ku — kut — le — lo — mer — nau — nef — ran — ren — renz — renz — rhein — sal — schlag — te — ter — teu — u — um — ve — weiß sind 17 Wörter zu bilden, deren 1. Buchstaben von oben nach unten und 3. Buchstaben von unten nach oben ein Wort von Hölderlin ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. feuchte Packung, 2. südamerikanische Republik, 3. Brennmaterial, 4. Ehrenbezeugung, 5. deutsches Weinland, 6. Beruf, 7. Alpenpflanze, 8. Verwandter, 9. Schnellsegler, 10. Hauptstadt von Schottland, 11. kleiner Raum, 12. Wagnis, 13. männlicher Vorname, 14. Hauptstadt von Iran, 15. Flußbegrenzung, 16. hessisches Solbad, 17. Unterschied.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 14

Silben-Füllrätsel. 1. Gießkanne—Nebenbahn, 2. Routine—Nebenbau, 3. Osterfest—Festmeter, 4. Stellage—Gegenwind, 5. Schorfheide—Debatte, 6. Tegernsee—Seeadler, 7. Unruhe—Heraldik, 8. Niebergall—Gallapfel, 9. Korsika—Karotte, 10. Adebar—Barbarei, 11. Nikolaus—Lausbuben, 12. Narzisse—Sekunde. — Großtun kann nur der Kleine.

Kombiniertes Spruchrätsel. 1. Sahib, 2. Alibi, 3. Lotse, 4. Zobel, 5. Baude, 6. Rumpf, 7. Udine, 8. Nebel, 9. Nachod. Salzbrunn. Bielefeld. — Ein Feigling, wer nach fremder Hilfe heult, solang sein Arm gesund ist.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Hose, 3. Oper, 6. Eva, 8. Brandenburg, 9. Staatsrat, 13. Hobelbank, 20. Regenmantel, 21. Sau, 22. Eile, 23. Erle. — Senkrecht: 1. Habe, 2. Stadt, 4. Paula, 5. Rigi, 6. Edda, 7. Anis, 10. Alb, 11. Tal, 12. Ria, 14. Orgel, 15. Eins, 16. blau, 17. Notar, 18. Erde, 19. Else.

Verlag der „Reichs-Elternwarte“: Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 321781, Postscheckkonto: Hamburg 13475.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.



Aufnahme: Mauritius